

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
„Idsteiner Zeitung“.
 Verlag von Georg Grandpierre, Idstein.

Deutschland.. Deutschland über Alles...!

Kriegsroman von Heinrich Reutsch.

(Fortsetzung.)

Auf dem braunen, im Lauf der Jahrzehnte längst brüchig gewordenen Lederlofa, auf dem einst die Grobheiter des jetzigen Besitzers von Birawo angstlich ausgerechnet hatten, ob es wohl in diesem Jahre auch für den einzigen Sohn — der später Walter Schwertfegers Vater geworden — zum Besuch der hohen Stadtschule, wie damals das Gymnasium zu Posen allgemein genannt wurde, reichen dürfte, saß in dieser Dämmerstunde die schöne, blonde Gutsherrin, die so gern mit ihrem „Ich“ Kultus treiben ließ.

Sie spürte in allen Gliedern ein seltsames Zittern. Das kam aber nicht erst von dieser Stunde her. Seit Ausbruch des Krieges hatte es in ihr gezittert, ohne daß sie sich einen besonderen Grund dafür zu nennen gewußt hätte. Freilich war sie niemals eine schlechte Patriotin gewesen, hatte im Gegenteil für Sammlungen, die kriegerischen Zwecken dienten, auch schon in Zeiten des Friedens namhafte Beträge hingegeben, strickte auch jetzt recht fleißig an Liebesgaben für Wollfächer, die den im Felde stehenden Männern von diesem Gute zugeführt werden sollten und interessierte sich lebhaft, wie es in Ost und West stand. Mehr war eigentlich auch kaum von ihr zu verlangen. Denn sie besaß niemand von Angehörigen oder nahen Freunden, die draußen für die Ehre des Vaterlandes gestritten und gelitten hätten. Ihr Mann war ja bereits achtundfünfzig Jahre und brauchte nicht mehr gegen den Feind zu ziehen.

Er war ja hier auch gar nicht entbehrlich, wäre er selbst noch jünger gewesen. Da war die Scholle, die der festen Hand

des Herrn so dringend bedurfte, denn der alternde Verwalter Otto Scheidebert allein vermochte das große, der besten Arbeiter jetzt zudem beraubte landwirtschaftliche Getriebe unmöglich auf seiner alten Höhe zu erhalten. — Da waren auch die beiden blonden, zarten Kinder, die zuweilen jetzt schon eigensinnig werden konnten und der starken strafenden Waterhand nötig bedurften.

Rechten über das alte Leder und sah ein wenig lächelnd, jetzt wieder ganz ruhig und gefaßt, zu dem hochgewachsenen Mann hinüber, der unruhig auf- und niederging und scheinbar nach dem Anfang einer längeren Rede suchte.

„Bist du eigentlich immer noch nicht mit der Vorbereitung zu diesem wichtigen Gespräch fertig, Walter?“, fragte sie endlich und ihre weiche Stimme klang fast schel-



Aussicht aus dem eroberten Dognuoc.

Und da war sie. — Vor allen Dingen. Gegen sie hatte er die ersten und heiligsten Pflichten. Sie hatte er in einer späten, tiefen heiligen Liebe aus ihrem Verufe, der noch viel Vorbeer für sie im Schoß der Zukunft verbarg, einfach herausgerissen. Hatte damit Pflichten übernommen, für die er sich mit seinem Leben einsetzen mußte. Und sie nickte voller Befriedigung vor sich hin, strich mit der zarten feinen

misch zu ihm hinüber. Mit einem Nuck hielt er inne, kam näher heran, setzte sich zu ihr, stand aber einen Augenblick später wiederum hastig auf und begann von neuem mit dem ruhelosen unstäten Auf und Nieder. Ihr ging das schließlich auf die Nerven.

„Tu mir den Gefallen und nimm wenigstens auf längere Zeit Platz“, sagte sie mit beginnender Gereiztheit.

„Das kann ich nicht, Hilde. Es ist zu viel, was in mir gährt und zu Worte kommen will. Wo soll ich nur beginnen?“ Das klang fast verzweifelt und entlockte ihr ein Lächeln, wie sie das oft für diesen großen, weichen, stillen, ungeschickten Mann, der doch so viel älter und reifer wie sie war, haben konnte.

„Fange doch mit dem Wichtigsten an“, riet sie endlich. — Da schaute er sie an. Und all die heiße Liebe des reifen, starken Mannes lag in diesem Blick. Sie fühlte es, senkte das Haupt und empfand wieder eine wohlige, behagliche Wärme in allen Gliedern. In dieser Liebe war sie sicher. Wie ein Kind, das sich um nichts zu kümmern hatte, das alles bereits vorbereitet und vorgesorgt findet, hüllte sie die flutende Treue ihres Gatten seit jeher ein. Die hatte sie schließlich auch egoistischer gemacht, als sie es bereits von jeher gewesen war. Sich ihrer Reize und ihres großen Talents für die Bühne voll bewußt, hatte sie allzeit das Opfer, was sie mit der Aufgabe ihrer Bühnenlaufbahn dem Mann, der sie glühend begehrt hatte, brachte, voll und gewichtig eingeschätzt. — Unterschätzte es auch in diesem Augenblick nicht. — Und als sie Walter Schwerfegers Blick jetzt voller Andacht und Ehrfurcht auf sich ruhen fühlte, meinte sie nicht anders, als daß er wiederum eine Stunde habe, wo ihn das Glück ihres Besitzes mit flutender Dankbarkeit erfülle. Sie irrte sich diesmal aber in seinen Empfindungen. — Mit einem Ruck stand er abermals plötzlich still, nahm ihre Hand zwischen seine beiden ausgearbeiteten Hände und sagte hastig und leise:

„Ja, Hilde, jetzt bin ich mit mir fertig. Es geht nicht anders. Ich ersticke hier.“ Sie begriff ihn nicht.

„Was soll das heißen, Walter?“

„Ach so, sie hatte ja keine Ahnung von den marternden Kämpfen, die er durchlitten, seitdem der erste Mobilmachungstag auf der Höhe stand. Wußte wohl nichts davon, wie er Nacht um Nacht schlaflos zugebracht hatte — die Zeitungsnotizen verschlungen — die Hände zur Faust geballt und mit wütender Sehnsucht dorthin gestarrt hatte, wo rot und blutig der Kampf um das Heiligste — um das deutsche Vaterland und die deutsche Freiheit — tobte. Wußte nicht, und war doch sein Weib — sein Geliebtestes — die Mutter seiner beiden Knaben. Wie war das nur möglich. Aus diesem Gefühl heraus kam auch seine Frage.

„Hast du denn gar nichts von meinen Kämpfen gemerkt, Hilde?“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Du hast gekämpft, Walter? Wo denn. Ich verstehe dich nicht.“

Nein, sie verstand ihn wirklich nicht, lebte in einer andern Welt wie er, trieb Kultus mit sich und vor sich. Und zum erstenmal überkam ihn eine Bitterkeit, die körperlich weh tat. Und sie war doch sein Weib. Mit diesem einen Wort waren ihm von jeher heilige Begriffe verbunden gewesen. Nicht nur das Weib der Liebe hatte sie ihm, dem alternenden, reifen Manne, in dessen Leben bisher die Liebe keinen Raum gewonnen, sein sollen, sondern der Kamerad der Arbeit.

War sie das aber jemals gewesen. Er

seufzte tief auf. Unfähig der Lüge verneinte er die Frage schroff. Und das hatte auch zur Folge gehabt, daß es Dinge in seinem Leben gab, die einfach von ihr unbeachtet und ungeahnt ausgekämpft und durchlitten werden mußten.

So auch dieser letzte und heftigste Kampf. Ihm blieb kein Vorgesicht darin erspart. Er mußte es ihr erst mit dünnen Worten sagen, worum es sich heute handelte. Und er setzte von neuem an, holte tiefer Atem und stärkte sich die Stimme:

„Hast du eigentlich daran gedacht, daß ich auch noch mit hinaus gehen könnte?“

Sie schüttelte den blonden Kopf mit einem übermütigen Lachen.

„Freiwillig, Liebster, von mir und den Jungen fort, hinaus in den Kampf und vielleicht in den Tod? Nein, daran dachte ich niemals! Warum solltest du das wohl tun? Ist denn das Unglück, was ich dir bereitet habe, wirklich so groß?“ Eine lockende, schmeichlerische Werbung lag in ihren Worten. Sie tat ihre Schuldigkeit. Einen Augenblick schloß der starke Mann die Augen, als könne er gegen das warme, wundervolle Gefühl, das ihn überglänzte, nicht ankommen. Dann öffnete er sie weit und starr und redete von neuem.

„Ich merke es schon, ich komme nicht zum Ziel, wenn das so weiter geht. Dieser Dialog mag zu leisen, stillen Winterabenden sehr reizvoll sein. Jetzt dürften wir uns aber nicht länger in ihm gefallen. Jetzt muß ich allein sprechen. Höre zu. Ich hoffe, daß du alles ohne viel Worte begreifen würdest. Nun es aber nicht der Fall ist, muß ich alles her sagen und enthüllen, so schwer es mir wird und so schlecht ich es fertig bringen werde. Denn du weißt, in der Rede war ich niemals ein Meister. Also merke auf. Seitdem der Krieg da ist, bin ich unruhig gewesen. Das hast du doch gefühlt? Ja? Nun also, das ist wenigstens schon etwas, Hilde. — Warum war ich es? Gewiß, besorgt um mein Hab und Gut war ich auch. Das wage ich nicht zu bestreiten. Ich wäre schon so angekommen. Aber da warst du und die Kinder. Für euch mußte doch dies alles geschützt werden. Als damals Ostpreußen geopfert werden mußte, ich sagte ausdrücklich, es mußte sein, weil die Russen in unser Vaterland hineingelockt werden sollten, um später in den masurenischen Seen zu vielen Tausenden ihren Tod zu finden, begannen meine Kämpfe. Ich sah auch bereits Posen und Umgegend der Vernichtung preisgegeben. Meine Scholle, mein Großvater, und Vatererbe damit vernichtet. Das hielt mich hier fest. Ihr standet meinem Herzen näher als das deutsche Vaterland. Gewiß, ich weiß, was jetzt in deinen Augen steht. Weiß es ganz genau. Du willst sagen, daß meine militärische Pflicht längst fertig ist. Gewiß. Aber bedenke, wohin kämen wir in diesem heiligen Kriege, wenn es nur nach der Pflicht gehen sollte? Ueber die Pflicht hinaus müssen wir alle opfern und geben und bluten. Und ich habe es bisher nicht gekonnt. Um euch, meine heißgeliebten Drei nicht. Siehst du, Hilde, das war ein Unrecht, ich weiß es aber, ein begreifliches

und verständliches! Nun kommen aber Zeiten, wo selbst das Natürliche für den anständigen Menschen versinken muß in dem andern, Höheren. Denn die Pflicht, die mir jetzt erwachsen ist, steht höher, als die Pflicht gegen dich und meine Kinder. Weißt du welche Pflicht ich meine, Hilde?“

Sie stieß dumpf und verzweifelt etwas heraus. Es klang wie ein Schrei.

„Es ist ja Wahnsinn, Walter“ sollte es heißen. Da merkte er, daß sie ihn begriffen habe und trat noch näher an sie heran.

„Nein, Hilde, es ist lediglich das Besinnen auf die vornehmste Pflicht“, sagte er ruhig.

Sie warf sich plötzlich über ihn, umschlang ihn mit beiden Armen und hielt ihn ganz fest.

„Du träumst ja, Walterle. Du, der alte vernünftige Mensch. Wach doch auf, mein Schatz! Sooo, bist du jetzt wach?“

Er befreite sich zart aus ihrer Umschlingung.

„Ja“ sagte er weich, „ich bin wach. Aber doch anders, als du denkst. Es hilft dir jetzt alles nichts mehr. Ich bin fertig mit mir und der Vergangenheit. Mein Leben gehört der Zukunft — gehört meinem König. Du hast jetzt keinen Teil mehr daran, Hilde. Nicht wahr, das klingt fast grausam. Ist es aber durchaus nicht. Es ist nur männlich und kühn und gerecht. Komm her, laß uns schon jetzt von einander Abschied nehmen, denn die nächsten zwei Tage, die ich noch neben dir bleiben darf, gehören der Pflicht wie die andern. Der Pflicht, die ich als Herr auszuüben habe. Es ist viel zu ordnen, viel mit dem Verwalter Scheidebert, der dir ja bleibt, zu besprechen. Du kannst ihm voll vertrauen. Er ist ein Mann, wie es wenige gibt. Treu, deutsch, vornehm, trotz seiner Einfachheit. Und es ist mir leicht, daß er dir bleiben wird. Kurz, Hilde, ich gehe, um meinem König zu dienen. Es ist alles fertig. Hier in meiner Tasche knittert mein Befehl. Ich komme als Hauptmann und Batterieführer nach dem Westen, wo ja mein altes, liebes Regiment steht. Sie brauchen da unten heftige Verstärkungen. Der Kampf an der Marne tobt zwar nicht, aber er „steht“. Und das ist nicht gut, wenn es allzulange währt. Nicht wahr, das verstehst du doch, wenn du auch nur eine Frau bist? Das Warten muß auch ab. Wir müssen aber alle Kräfte sparen und ich habe noch genug. Kopf hoch, Hilde, es hilft dir alles nichts! Ich mußte es tun! Sage auch kein Wort mehr dagegen, Klage nicht, richte nicht! Es loht in jedem deutschen Mann ein Befehl, nenne es meinetwegen ein Regimentsbefehl von oben, dem muß er folgen! Tut er es nicht, stellt er sich taub, dann leidet er Qualen, die ein echter Mann auf die Dauer eben doch nicht durchhalten kann. Das tut weher als so ein Berserkers Hilde. Und das willst du mir doch nicht gönnen.“

Sie sah mit schneeweißen Lippen da und sah über ihn fort. Sie hatte gemerkt, daß es Ernst war und daß sie hiergegen zum erstenmal mit ihren lodenden Reizen nichts ausrichten konnte.

Starr und stumm sah sie da. Und er redete weiter.

„Wir haben uns beide sehr lieb gehabt. Nicht wahr? Du hast um meinerwillen deine Kunst aufgegeben, ich meine Selbstständigkeit und noch eine Kleinigkeit mehr, von welcher ich jetzt nicht reden will.“

Sie empfand dumpf, daß er damit die Zusammengehörigkeit mit seinen Geschwistern meinte, die gegen diese späte Heirat gewesen waren, weil ihren zahlreichen Kindern dadurch die reiche Erbschaft von dem einsamen Oheim verloren ging. So wenigstens meinte sie. Es war aber doch wohl noch etwas anderes gewesen. Daß er als Vetter und Stammherr der alten Scholle eine Frau aus einer ganz anderen Sphäre freite, wie es die war, in welcher sie bislang gelebt hatten, das trennte sie von dem Bruder.

Sie waren alle schlicht und einfach geblieben und begriffen nicht, wie einer aus ihrem Blute eine Komödiantin freien konnte. Denn so und nicht anders nannten sie unter sich die schöne stolze Frau, die einst auf den Brettern gelebt hatte.

Sie empfand es alles, aber sie konnte nicht darüber reden, denn sie fühlte sich plötzlich matt und schlaff zum Umsinken. Eine tobende Angst durchfieberte sie, was aus und mit ihr werden sollte, wenn sie diese starken, schützenden Hände nicht mehr über ihrem Haupte fühlen würde? Nicht mehr die ewig anbetende, rastlos für sie sorgende Liebe des stillen Manes, der sie treu umhegt und versorgt hatte? Es war ihr unsagbar.

Sie empfand nichts, als daß sich ein grundloser Abgrund vor ihr aufstat, in welchen sie die unbarmherzige Faust des Schicksals erbarmungslos hineinstieß. Angst und Grauen prägten auf ihrem Gesicht aus. Sie hörte nicht mehr, was er zu ihr sprach, vernahm keines seiner beruhigenden, sanften Worte — sah nur weiter regungslos und lächelste auf einmal.

Das schnitt ihm ins Herz. Er wurde weich, obgleich er es nicht mehr werden wollte. Nahm sie ans Herz. Aber sie stieß ihn fort. Mit einer ungeahnten harten Kraft und Leidenschaft.

„Geh, geh zu deinem Vaterland.“

Er sah sie befremdet an.

„Hilbe, daran darfst du nicht rühren.“

Da glitt sie von dem alten, blanken Sofa hernieder zu seinen Füßen und umklammerte seine Knien.

Was sie noch niemals getan hatte, weil sie sich ihrer Macht und Kraft mit toller Freude allzeit so ganz bewußt gewesen, heute tat sie es. Sie demütigte sich vor ihrem Mann, vor dem Mann ihrer Liebe, vor dem Gatten, dem Vater ihrer Kinder.

„Du darfst nicht fort, Walter, nicht von mir, von uns! Bleibe bei mir.“ Wie eine weiche Welle überfloß ihn ihre Liebe. Eine Sekunde lang. Er wurde wankend.

Aber dann sogleich wieder redete er sich empor, zog sich in den breiten machtvollen Schultern und stand größer fast, als jemals zuvor, neben ihr.

„Steh auf, Hilbe. Es ist alles umsonst. Mein Wille steht fest. Mache mich nicht weich! Ich habe es dir schon einmal gesagt. Meine Kraft muß sehr groß sein, weil man viel von ihr verlangt.“

Doppelt und dreifach mehr, Kind, wie du es ahnst. Zwei Tage bin ich noch in Virawo. Willst du nicht Sorge tragen, daß diese beiden Tage voller Sonne für mich sind?“

Nein, das wollte sie nicht!

Sie tastete sich langsam empor und saß wieder auf dem alten Sofa und er sprach wiederum. Was, das hörte sie nicht mehr.

Denn sie sank mit einem leisen, ächzenden Stöhnen plötzlich in sich zusammen.

Da hob er sie auf seine Arme und trug sie in das Schlafgemach, damit das blonde Kinderfräulein ihr bei dieser Ohnmacht beistehen möge.

Und die stille, nebeldurchzogene Nacht, die den 1. Oktober gebat, kam zu Ende, wie auch all ihre Vorgängerinnen es getan hatten, in dieser Zeit der Tränen und des verhaltenen Stolzes. — In dem alten Gutshause zu Virawo erlosch in diesen dunklen Stunden nicht das Licht, an dem doch sonst so überaus gespart wurde. In den kleinen, alttümlichen Katenhäusern, die gerade in dem kommenden Jahre 1915 neugebaut werden sollten, glomm schon hier und da ein lodender Kienspahn von den Wänden herab. Und in der großen, im grellen Licht des neuen Tages stets ein wenig sahl und unbehaglich anmutenden Diele des Gutshauses standen in dieser Nacht zwei dicke, gelbliche, selbstgezogene Kerzen aus Bienenwachs, welche die langjährige Mamsell, Fräulein Minchen Mellentin, trotz vielfacher Spötteleien bisher noch immer allein gezogen hatte. Nun war endlich die Zeit gekommen, in welcher die ungeheuren von ihr darin seit 15 Jahren aufgespeicherten Vorräte zu Ehren kommen sollten.

(Fortsetzung folgt.)



Der Leutnant.

Skizze von Rob. Heymann.



Die Nacht lag über den Feldern rund um Verdun. Unter Kanonenlast und Rosseshufen war die Erde zerstampft, unter dem Tritt der Bataillone das goldgelbe Getreide niedergedrückt. Aber wie sonst stand der Mond am Himmel und glitzerten die Sterne — es war eine weiche Sommernacht mit Grillengezirpe und der Ruhe des Friedens, die auf Kanonengebrüll und Gewehrgeknatter, auf das weit hin hallende Geschrei der Kämpfer eingetreten war.

Die Ruhe vor dem Sturm.

Weit draußen in den Schützengräben, die mit unheimlicher Sicherheit sich in den letzten zwei Tagen näher und näher an das Fort herangeföhren hatten, lagen die Soldaten, die Gewehre im Arm und starrten in die Dunkelheit.

Draußen blieb alles still, lauernd still.

Da nahte eine Kompagnie.

Ablösung aus dem Schützengraben.

Die, welche seit vierundzwanzig Stunden keine Minute zur Ruhe gekommen waren,

zogen sich in die hintere Gefechtslinie zurück, die Neuen nahmen ihre Plätze ein.

Dann gingen wieder Stunden um, im Osten zog ein orangefarbener Streifen am Himmel dahin. Untiefen am Firmament taten sich auf, Purpur floß über Osten, und die Sonne, das neue Leben kündete sich an mit siegreichem Licht.

Da begannen die Geschütze wieder zu dröhnen. Da klatschten die Schrapnells herüber — hoch über den vorderen deutschen Schützengräben sah man die kleinen Wölkchen und dann kam es:

S-f-s-t! Bumm!

Die Schrapnells!

Die in dem Dorf schossen zu weit! Die Dinger kreppten hinter den Schützen, die nun plötzlich Infanteriefire belamen und ihrerseits drauflosknallten.

Kred! Kred! Kred! machte es weit vorne. Die Franzosen machten einen Ausfall. Ohne Zweifel. Starke Kolonnen entwickelten sich mit Maschinengewehren und Artillerie.

Noch lagen die deutschen Schützen abwartend, nahmen das Feuergefecht hinziehend auf, da kam Befehl auf Befehl:

„Bataillon hält unter allen Umständen ihre Stellung. Schnellfeuer!“

„Bisier?“ ging es von Mund zu Mund.

„Bisier siebentaufend!“ schrie der Leutnant. „Feuer!“

Da knatterte es los. Und da kam die Antwort:

Krach! Bumm! Und S-f-s-t!

Klatsch!

Feuer spritzt auf, wer nicht in nächster Nähe ist, wird zugebeckt von dem spritzenden Erdreich. Steine werden von einer Riesenauswurf aufgehoben und durch die Luft gewälzt.

Da aber, wo es eingeschlagen hat, ist Tod und Entsetzen und Verderben. Zerfetzt liegen die Heldenleiber, Stöhnen erfüllt den Schützengraben. Blut fließt.

Und ein Duzend Soldaten liegen stumm und still für immer. Eine Panik hängt in der Luft. Alle Augen starren auf den Leutnant — der Zug ist abgetrennt von den Andern, denen der Hauptmann eben neues Bisier gibt.

Himmel, eine neue Bombe — und Maschinengewehre — und Schnellfeuer — dort draußen speit die Erde Menschen aus — Menschen — Menschen — die Franzosen entwickeln sich. —

Die deutschen Soldaten schauen mit glühenden Augen auf ihren Leutnant, ob er nicht das erlösende Wort spricht:

„Sprung zurück!“

Er spricht es nicht. Den Feldstecher vor den Augen, schreit er, daß es schmetternd klingt:

„Bisier viertausend! Feuer, Kerls!“

Das „Kerls“ hat etwas Beruhigendes und Anfeuerndes zugleich. Sie feuern — sie feuern und feuern — da kommen die Franzosen an — schwarze Büge — sprunghaft — ran und wieder auf die Erde. —

Aber — die Deutschen zielen gut. Wie hingeschlagen ist der erste Zug des Feindes. Hingeschlagen, hingestürzt an den Boden. Eine schwarze Linie steht nicht mehr auf.

„Brab! Brab!“ jubelt der Leutnant.

Und dann geht ein Aufatmen durch die

Reihen der Deutschen da vorne — da geht es wie ein Jubel, wie ein Jauchzen von Mund zu Mund:

„Bum!“

Die Erde bröhnt, schüttelt sich wie vor Schmerz über den fürchterlichen Schlag, der sich wiederholt, immer schneller, bis er ein einziger Knall ist, in sich vereinigend hundertfaches Dröhnen, Donnern und Brüllen.

Ja, Brüllen!

Die deutschen Batterien dröhnen, die ehrene Stimme der deutschen Arbeit beginnt zu reden — und nun: ein Erdbeben ein ohrenbetäubendes, gehörverletzendes Brummen, ein Krach, als berste die Erde, als müßte der Boden in tausend Teile auseinander gerissen werden — das sind die Trompeten von Jericho, das ist die große Ueberraschung des deutschen Krieges, das sind die 42-Zentimeter-Mörser.

Drüben im Fort steigt eine Rauchsäule hoch — drüben im Fort stürzt ein granitener Turm samt Mauerwerk und jahrtausende alten Felsen zusammen zu einem Brei von Steinen und geschmolzenem Stahl — der Schrecken springt über das Schlachtfeld, und der Krieg reitet auf weißem Zelter über zuckende Leichen und stöhnende Verlebte. —

Ein Taumel ist über und unter Allen, ein Rausch. —

Aber die französischen Linien, obgleich hingemäht wie Getreide, werden von neuen ersetzt — und wieder zeigen sich springende schwarze Punkte — Reihen — und da kommt Befehl:

„Ran! Ran! Ran!“

Ein Blick des Leutnants zurück:

Maschinengewehre!

Die deutschen Schützen in den Gräben stellen ihr Feuer ein. Mit flackernden Augen sehen sie den Tod, sprungweise kommt er näher, französische Linien, von ihrer Artillerie gedeckt auf die die deutschen Batterien nun ein fürchterliches Feuer eröffnen — die französischen Linien scheinen es nicht zu wissen. Halten wohl die deutschen Krieger für geschlagen, die Schützengräben für verlassen — taumeln darauf los in blutausgiebigem Eifer. —

Nun sind sie ran — auf fünfzig Meter — und in den Gräben fließt zu Bächen das köstliche deutsche Blut, liegen die Gefallenen noch im Anschlag, die Blutenden in leisem Stöhnen, die Gesunden und Lebenden in zitternder Erwartung — und der junge Leutnant, in der Rechten den Säbel, in der Linken den Revolver, und die Augen bald magnetisch auf seine Soldaten gerichtet, bald hellglänzend nach dem Feinde spähend —

Da —

Kred! Kred! Kred!

Deutsche Maschinengewehre.

Himmel, der Tod erntet!

Kred! Kred! Kred! schreien die Maschinen, diese kleinen Ungeheuer und senden ihre Spritzkugeln in die grauen Reihen der Franzosen — und wie der Hagel in Minuten das Getreide niederlegt, hineinschlägt in den Boden, daß sich die Halme in die Erde graben, so legen die deutschen Maschinengewehre die französischen Menschenfelder nieder. —

Selbst die Verwundeten in den deutschen Schützengräben strecken, wenn sie sich noch rühren konnten, die Köpfe hoch — und dann ging jeder Gedanke unter in dem Augenblick, an dem alles hing:

„Auf! Marsch! Marsch!“

Und die Kerls sprangen zu hunderten aus den Gräben, sprangen hoch wie Gerten, die eine unsichtbare Hand niedergehalten hatte und die nun aufschnellten in gewaltiger Eigenkraft, einer schöpferischen Kraft gehorchend.

Ueber die Felder ging es, über die in Fruchtbarkeit dampfenden Felder, in deren Furchen das Blut gerann. —

Klirrend wurden die Seitengewehre aufgesteckt — und nach —

Die Franzosen in wilder Flucht, deckten sich hinter die letzten Schützengräben. Zähne Gegner, gaben sich nicht verloren,

aufflitzender Begeisterung, und dann bohrten sich die Deutschen in den französischen Soldatenkörper hinein — bohrten sich eine Gasse durch Blut und Wunden. —

Der Leutnant hatte den Offizier entdeckt — den wuchtigen Säbelhieb des Feindes parierte er und holte ihn dann selbst mit dem Revolver — schwer fiel der Hauptmann in das zertretene Gras. —

Drüben, weit drüben — man sah es in Sekunden, ritt die deutsche Kavallerie eine wunderbare Attacke, und deutsche Grenadiere schlugen sich hinter den Pionieren durch Stacheldrahtzäune durch. —

Durch Blut und Wunden. —

Der französische Oberst fiel — und viele nach ihm — und die Franzosen wandten sich zur Flucht — nach mit Hurra und Vittoria die Deutschen. —



Sieges-Trophäen vom westlichen Kriegsschauplatz.
Von deutschen Truppen erbeutete englische Munitionswagen.

troß entsetzlicher Verluste. Wollten jeden Fußbreit halten. —

Und den Deutschen knatterten Salben entgegen — ein Regen von Kugeln. —

Die französische Batterie lag zertrümmert von den deutschen Geschützen im Rücken der Infanterie und schwieg.

Aber die feuerte mit verzweifelter Soldatenwut. —

„Sprung auf!“ schrie der deutsche Leutnant und rückte im Laufen die Brille zu. — „Halt! Niederwerfen! Feuer!“

Da lagen die deutschen Linien wieder — wie hingelegt von einer unerklärlichen Kraft — und feuerten — und die deutschen Geschütze heulten weiter: Tod und Sturm und Untergang. —

„Sprung! Marsch! Marsch!“

Da waren sie ran — und nun ließen die Franzosen alles im Stich — nur etliche Kompanien stellten sich — Bajonett gegen Bajonett.

— „Ran!“ schrie der Leutnant in hell-

Der Wiking.

Skizze von Albert Petersen.



Unentätig lag ich auf dem Hinterbalken in der Hängematte, paffte eine Zigarre und las, ohne recht mit den Gedanken dabei zu sein, das Lokalblättchen meiner Heimatstadt.

Heimatstadt.

In den Billengärten rings dufteten Flieder und Jasmin. Leppig leuchteten der Goldregen, die ersten Rosenknospen begannen sich zu entfalten. Das helle Grün der Lindenkronen, das zarte Virlenlaub hob sich scharf vom blauen, wolkenlosen Himmel ab. Ueber breiten Kastanienhöfächern brannten glühendrote Kerzen. Und die Drosseln musizierten.

Nur wie aus weiter, weiter Ferne drang das Rattern der Elektrischen an mein Ohr.

Mit halb geschlossenen Augen sah ich auf das Blatt.

Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung
für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

2.

Gratisbeilage zur „Kölnener Zeitung“.

1915.

— Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Wies vom 19. Juni 1914.) —

Die Winterpflege der Hühner.

Von E. S. (Mit 3 Abbildungen.)

Im allgemeinen wird die Mauserung des Geflügels als die gefährlichste Zeit angesehen, mit deren Vollendung dann die Tiere heinend ohne weitere Pflege dem neuen Lebenschnitt entgegengehen können. Dem ist nicht so; vielmehr bringt gerade dieser Winter für das Geflügel so viele Gefahren, daß unter Überstehung dieser Zeit die züchterischen

man dem Geflügel Gerste oder Hafer. Grünfütter ist im Winter gleichfalls unbedingt erforderlich, und falls Küche und Keller solche Stoffe nicht bieten, so muß gebrühtes Heuhäufel, Serradella, Spreu u. a. m. als Ersatz herangezogen werden.

Große Schwierigkeit macht es im Winter, dem Geflügel dauernd genießbares Trinkwasser zur Verfügung zu stellen, denn es gefriert gar zu schnell. Aber wenn auch dieses an manchen Tagen nicht geschieht, so ist es doch für die Hühner höchst gefährlich, eiskaltes Wasser zu saufen. Wir sehen es auch bei dem Großvieh, wie dieses lieber durstet, als den Darm mit dem schädigenden kalten Trank zu füllen. Um dem beiderseitigen Übel abzu- helfen, macht man ein kleines Loch an einer geschützten Stelle des Hofes, legt dieses mit Ziegelsteinen aus und stellt obenauf ein flaches Gefäß mit Wasser. Durch ein kleines Petroleum- lämpchen (Abbildung 1) erhält man das Wasser leicht lauwarm. Da die Hühner an starken Frost- tagen erst gegen 9 oder 10 Uhr den Schlafraum verlassen und diesen nachmittags nach 2 Uhr schon wieder aufsuchen, so fallen die Kosten für die Erwärmung des Trinkwassers kaum ins Gewicht.

Während der wenigen Stunden, die das Geflügel außerhalb des Stalles zubringt, muß man ihm reichliche Bewegung verschaffen. Auf jedem Geflügelhofe soll ja doch ein Scharraum eingerichtet werden, dessen Boden mit Spreu oder Häufel bestreut wird, in welchem die Tiere dann nach Futter suchen. Um diese Scharrtätigkeit an- zuregen, kann man das Nachmittagsfutter (Körner) unter die Bodenspreu harken. Sehr wichtig ist auch das Staubbad, das die Hühner zu allen Zeiten gern benutzen, um das Ungeziefer los zu werden. Die Parasiten, die sich in den Rissen und Spalten der Stallwände aufhalten, können wir wohl durch eine wiederholte Desinfektion im Schach halten, aber leider beherbergen die Hühner auch auf ihrem Körper eine ganze Anzahl von Schmarotzern, die ihnen arg zusetzen und die Vegetabilität beeinträchtigen. Wenn das Huhn nun trockenen Staub in sein Gefieder säubern kann, so fallen

beim Abschütteln des Sandpuders auch viele Reizstoffe zur Erde. Die Abbildung 2 veranschaulicht die Anlage eines solchen Staubbades, das mit trockenem Straßenstaub, Holzasche, Kalkpulver und Sand gefüllt wird und zur Fernhaltung der Ratten mit einem weit überragenden Pappdach versehen ist.

Waren wir nun tagsüber bemüht, dem Geflügel das Leben angenehm zu machen und durch diese Fürsorge die Einträglichkeit der Hühnerhaltung zu erhöhen, so dürfen wir diese Pflege während der Nacht nicht außer acht lassen. Wir würden den Tieren dadurch doppelt nehmen, was wir ihnen am Tage an Wohlbefinden zukommen ließen. Nachts sinkt bekanntlich die Temperatur am stärksten, und darum muß zu dieser Zeit für eine natürliche Erwärmung gesorgt werden. Geradezu ideal ist die Anregung, welche Frau Elise Voigt für diesen Zweck in ihrem so überaus beifällig aufgenommenen Werke „Fürs Forsthaus“ (Verlag von J. Neumann) gibt. Sie empfiehlt, unbedingt mit dem bisherigen Stangenstern zu brechen, denn wenn die Hühner auch auf diesen Stangen dicht zusammen- rücken, so vermag die Luft immerhin von allen Seiten zwischen den Tieren durchzustreichen.

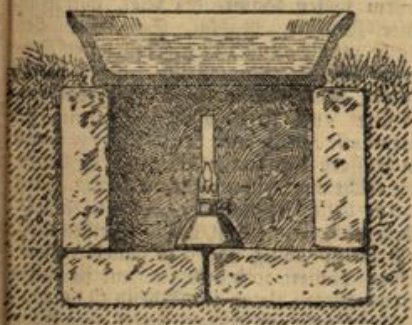


Abbildung 1. Vorrichtung zum Anwärmen des Trinkwassers.

folge völlig abhängen. Eine zweckentsprechende Winterpflege begünstigt nicht nur die Menge der Eier, sondern auch deren frühzeitige Ablage. Sie ermöglicht wieder die Frühbruten, und sie wieder liefern die Winterleger. Daß diese auf den Abschluß des Geflügellontos größten Einfluß ausüben, ist eine bekannte Tatsache, und schon aus diesem Grunde sind alle Leser mit mir darin einig, daß sich der Geflügelzüchter nichts so reichlich bezahlt hat, als die Winterpflege.

Unsere heutigen Abbildungen verraten, welche Gefahren getroffen werden müssen, um den Tieren das Leben angenehm zu machen: erwärmtes Trinkwasser, Bewegung und warme Nachträume. Als vierter Punkt käme nun noch die Fütterung hinzu, die eigentlich ausschlaggebend ist und darum im Vordergrund stehen soll. Da die Tiere jetzt im Freien nichts finden, vielmehr ganz auf die Hand des Züchters angewiesen sind, so muß den Verhältnissen Rechnung getragen werden. Namentlich in diesem Jahre muß man ökonomisch wirtschaften, d. h. mit den vorhandenen Futtermengen auskommen, und daß diese allzu reichlich sind, ist keine Hausfrau behaupten können. Unappetitlich ist ein Weichfutter am Morgen, aus gedämpften Kartoffeln, Weizen- oder Roggenkleie, Küchenabfällen und sonstigen Beisätzen zusammengesetzt wird. Nachmittags gibt

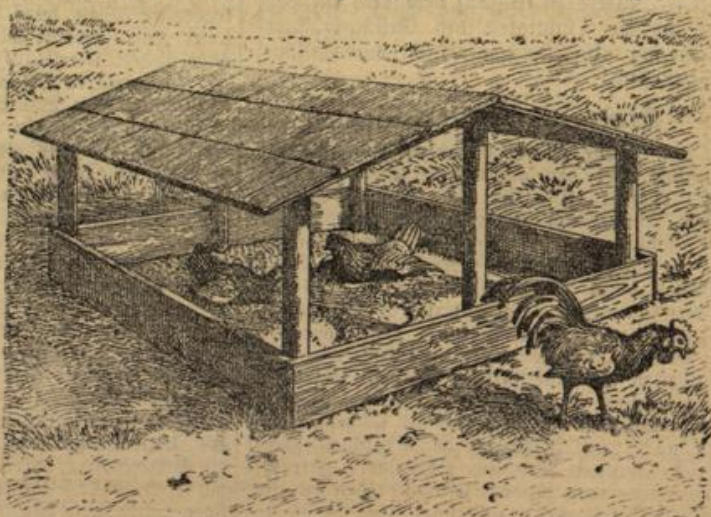


Abbildung 2. Staubbad für Hühner.

Frau Voigt hat die Lebensgewohnheiten der Hühner genau studiert und sagt: „Beobachten wir einmal Hühner, wenn sie zwecks Erwärmung zusammenkauern; sie sitzen dann nicht in einer Front, wie auf den Stangen, sondern sie kriechen dicht zusammen, um sich gegenseitig zu wärmen. Auf dieser Beobachtung beruht das

von Cäsar Khan konstruierte Hühnerstallgestell (Abbildung 3), welches den Tieren ermöglicht, nachts ebenso zusammenzukauern wie am Tage.

Die Herstellung eines solchen Gestells ist sehr einfach. Eine Anzahl Latten wird derart mit Ausschnitten in Abständen versehen, daß sie, in den Kerben ineinandergelegt, quadratische Vierecke bilden. Um nun gegen Zug von unten her zu schützen, was sehr wichtig ist, wird das Gestell ringsum mit Stoff- oder Strohmatte bekleidet. Zu diesem Zweck wird etwa 5 cm unter dem Rande der äußeren Latten ringsum noch je eine Latte genagelt und diese mit Strohgeflecht versehen, wie man im Pferdestall den Pfankierbaum bekleidet. Dies sieht sehr hübsch aus, verdeckt den darunter liegenden Kot und schützt die Tiere vor Zug von unten. Gute Einstreu ist dann allerdings notwendig.

Die überstehenden Leisten verraten, daß das Gestell transportierbar ist und in dem Schlafraum zwecks Reinigung des letzteren beliebig verstellt werden kann. Es empfiehlt sich, die oberen Leisten mit Holzschrauben zu befestigen, damit der ganze Rahmen jederzeit abgehoben

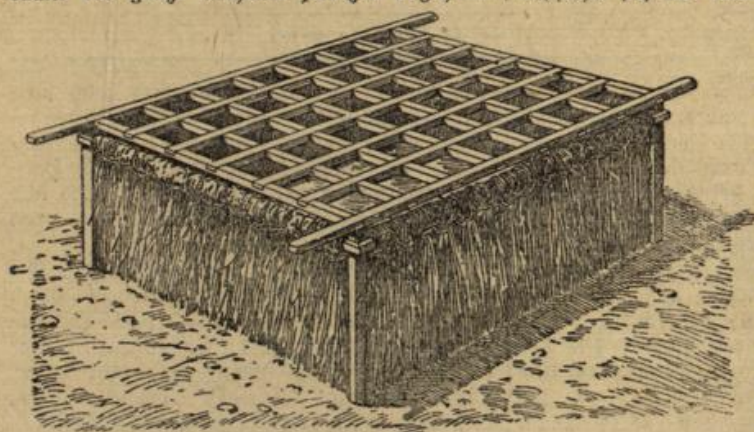


Abbildung 3. Hühnerstallgestell nach Cäsar Khan.

werden kann. Da der Schlafraum, der im Winter besonders lange in Anspruch genommen werden muß, wiederholt gereinigt und mit Bigolkarbol desinfiziert wird, so kann dann auch das Stühgestell in allen seinen Teilen mit dem genannten Mittel überbraust werden. Nützlich ist diese Maßnahme gewiß, denn die Strohbüschel bieten dem Ungeziefer willkommenen Unterschlupf und bei Unachtsamkeit des Züchters auch einen beschauflichen Hechplaz.

Die Winterszeit ist ganz besonders ein Prüfstein für die Tüchtigkeit des Geflügelzüchters. Zeigen wir also, daß wir nicht nur Geflügelhalter sind!

Kleinere Mitteilungen.

Die Influenza der Pferde ist eine ansteckende Krankheit, bei der annähernd jedes zwanzigste Pferd eingeht. Die Krankheit beginnt mit sehr hohem Fieber und allgemeiner Abgeschlagenheit. Alle Schleimhäute verschwellen und bekommen eine gelbliche Färbung. Nach einigen Tagen entstehen dann Anschwellungen am Rachen und an den Schenkeln. Bei gutartigem Verlauf sinkt das Fieber nach etwa drei bis fünf Tagen; es bleiben aber zuweilen bestimmte Fuß- oder Hirskrankheiten als Nachwirkung zurück. Einen tödlichen Verlauf nimmt die Krankheit besonders bei alten, schwachen Pferden und bei solchen, welche noch nach dem Ausbruch der Krankheit schwer arbeiten mußten und sich erkälten. Erkrankte Pferde stelle man deshalb sofort in einen warmen, zugfreien Stall und mache ihnen über den ganzen Leib einen nassen Umschlag, der oben sorgfältig mit wollenen Decken verschlossen ist. Sobald der Umschlag trocken geworden ist, muß er erneuert werden. Zum Saufen gebe man Wasser mit Kleie, als Futter gutes Heu.

Gallen und Blutspat der Pferde. Unter Gallen versteht man die bald weichen, bald härteren, abgegrenzten Anschwellungen in der Nähe der Gelenke, namentlich in der Umgebung der Hefel- und Sprunggelenke. Sind die Gallen hart, so beseitigt man sie dadurch, daß man sie täglich

mit grüner Seife einreibt, sind sie weich, so müssen sie mit Selsenspirituss eingerieben werden. Außerdem empfiehlt sich noch die Anlegung eines Druckverbandes mittels einer schmieggamen Planellbinde. Der Blutspat besteht in einer Erweiterung der inneren Schenkelvene oder Schenkelader da, wo sie über die innere Fläche des Sprunggelenks hinweggeht. Diese Geschwulst unterscheidet sich durch ihre Weichheit vom Knochenpat. Massage des Unterschenkelbeins vom Blutspat aufwärts in Verbindung mit Abreibungen erweisen sich in der Regel hilfreich und heilen den Blutspat zuweilen schon in einigen Wochen.

Das Kalbfieber der Kühe läßt sich durch strenge Diät verhüten. Gut genährte, durch große Milchergiebigkeit ausgezeichnete Kühe sollen acht Tage vor der Geburt nur eine viertel bis eine halbe Ration Futter, am Tage des Kalbens gar kein Raufutter, sondern nur leichte, verdauliche Tränke und mindestens vier Tage lang nach der Geburt wiederum nicht mehr als eine viertel bis eine halbe Ration Raufutter erhalten. Bei großem Milchreichtum sind derartige Kühe bereits vor dem Kalben zu melken, in den ersten zwei bis drei Tagen nach dem Kalben alle zwei Stunden bzw. so oft wie möglich. Daneben empfiehlt sich die Beabreichung eines Abführmittels am Tage der Geburt oder schon vorher. 500 g Glaubersalz in Verbindung mit Schleim und Öl. Da es nun weit vorteilhafter und auch leichter ist, eine Krankheit, namentlich das Kalber- oder Milchfieber, zu verhüten, als zu heilen, so dürfte es sich empfehlen, die obigen Vorbeugungsmaßregeln, namentlich in Ställen, in denen die Krankheit schon mehrere Opfer gefordert hat oder wo sie alljährlich auftritt, in ausgedehnter Weise durchzuführen.

Tragenden und säugenden Mutter Schweine darf kein steter Aufenthalt im dumpfen Stalle zugemutet werden, falls die Nachzucht nicht gescheit werden soll. Alle Schweine haben bekanntlich eine große Veranlagung zur Fettanlagerung, und kommt nun noch träge Ruhe hinzu, so tritt oft eine Ablenkung des Säftestromes auf die Milchabsonderung gar nicht mehr ein. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß Säue nach der Geburt der Ferkel wenig oder gar keine Milch im Gefäße haben und auch im weiteren Verlauf keine Milchabsonderung eintritt, so daß die Ferkel an Mangel an Nahrung zugrunde gehen. Überall, wo der tragenden Sau keine genügende Bewegung in freier Luft gewährt wird, hört man auch Klagen über schlechte Ferkelaufzucht.

Dauerwaren aus Schweinefleisch. Die Herstellung von Dauerwaren aus Schweinefleisch ist im Interesse einer möglichst gleichmäßigen Versorgung unseres Volkes mit Fleisch von sachverständiger Seite dringend empfohlen worden. Der „Rhein. Raiffeisen-Vote“ ruf für die Erfüllung dieser Forderung auch die Genossenschaften auf. Er will nicht neue Genossenschaften für diesen Zweck ins Leben rufen oder den bestehenden Genossenschaften neue Aufgaben zuweisen, wohl aber macht er mit Recht darauf aufmerksam, welchen Nachdruck derartige Forderungen erfahren, wenn sie von unseren Genossenschaften aufgenommen werden. Der Aufruf lautet: „In vielen Gegenden Deutschlands sind heute die Schweinepreise außerordentlich niedrig. Vielfach veranlaßt der Futtermangel die Landwirte, ihren Bestand an Schweinen zu verringern. Zunächst muß es natürlich das allgemeine Bestreben sein, wie überhaupt den Viehbestand, so auch den an Schweinen im besonderen nach Möglichkeit durchzuhalten. Aber wo Schlachtungen nicht zu vermeiden sind und anderseits die Preise einen Verkauf als unlohnend erscheinen lassen, empfiehlt es sich, möglichst viel Dauerwaren herzustellen. Von besonderer Seite sind wir gebeten worden, die Mitglieder unserer Genossenschaften darauf hinzuweisen. Das Würstmachen, Einpökeln, Trocknen, die Speckbereitung usw. stellen Mittel dar, durch die man eine sofortige Veräußerung umgehen und Vorräte für den eigenen Bedarf und auch für späteren Verkauf

sammeln kann. Das liegt nicht nur im Interesse der Landwirte, sondern stellt auch für die Versorgung unserer Bevölkerung Lebensmitteln heilsame Maßnahme dar, diesen Kriegszeitern besondere Beachtung zu schenken. Nicht nur die einzelnen Landwirte, sondern die Genossenschaften können hier mit. Wo die Technik der Herstellung von Dauerwaren nicht bekannt ist, können sie für Belehrung Mitglieder sorgen. Wo es sich um den der hergestellten Waren handelt, können Absatz vermitteln oder vielleicht auch selbst nehmen. Unsere Genossenschaften haben in so vielen Fällen helfen können, es wird auch hier möglich sein, einzugreifen.“

Sirischbraten auf Jägerart. Ein Stück Wildbret, etwa 2 bis 2½ kg, am besten der Keule, wird gehäutet und gelospt. schneidet man fetten Rauchspeck in Streifen, mit Pfeffer und gestoßenen Wacholder befeuchtet, hinstellt; ebenfalls wässert man entgrätete Sardellen und schneidet sie in Streifen, werden 60 g Schweizerkäse in Streifen geschnitten und nun das Wildbret abwechselnd Speck, Sardellen und Schweizerkäse gespickt. bräunt man 175 g Butter, legt das Wildbret hinein, salzt es und brät es gar; je nach dem Alter des Tieres, dauert es ein bis zwei Stunden. Eine Stunde vor dem Garsein gibt man 75 g trockene, am Abend vorher in warmer Brühe eingequollene Morcheln hinzu, schmeißt Sauce mit Madeira oder schwarzem Johanniswein ab und dikt sie mit ein wenig in aufgeschüttetem Kartoffelmehl.

Pudding aus weißen Bohnen mit Sahne. 375 g weiße Bohnen werden am Abend Wasser eingequollt und am nächsten Tage etwas Suppenkraut und zwei Sellerieknollen Pastinaken weichgekocht. Dann treibt man das Suppengrün alles durch ein Sieb; an Sellerieknollen. Darauf vermischt man das Püree mit 75 g Butter, 125 g Reibbrot, drei und dem steifen Schnee der Eier, würzt mit Pfeffer, Zwiebel, Muskat, Salz und Pfeffer und gibt zum Schluß 125 g gewürfelte Sahne, mageren Speck, Rauchfleisch oder Pökelbraten darunter. Nun streicht man eine Pudding mit Butter aus, streut Reibbrot darauf, gibt Bohnenmasse hinein und verschließt die Form. sie im Wasserbad anderthalb Stunde zu kochen. Sauce reicht man braune Zwiebelbutter, Speck oder eine helle Reischwizze, die mit Kapern und Sardellen abgesehen ist, dazu. Bleiben noch dem Bohnenpudding übrig, so schneidet man Schellen, paniert und brät sie, um sie mit Salat von roten Beeten zum Abend zu geben.

Mecklenburger Brägenwürst. Ein Schweinebraten (Hirn) wird gewässert und gehäutet, gewogen und nun mit ebensoviele Meißelbrägen durch die Fleischmaschine gegeben. 1 kg Fleischmasse (Brägen und Fett zusammen gerechnet) gibt man 250 g in fetter Fleisch eingeweichtes, wieder ausgebräutes und mit ein Sieb gerührtes Würstbrot, zwei große Fett geschnittene und durch ein Sieb gegebene Zwiebeln, nach Geschmack Salz, Muskat, Pfeffer und ein wenig weißen Pfeffer. Je nach dem Vermögen, stopft man die Masse nicht zu dünne Därme, bindet sie zu Würsten ab und diese zwei Tage, um sie dann in Butter gebräutet, in Gemüse gekocht bald zu verbrauchen.

Schokoladenpudding. 150 g Butter, 150 g Zucker, 200 g geriebenes, altes Schokolade und 125 g geriebene Schokolade, ferner die einer halben Zitrone und 80 g geriebene Mandeln nebst einigen bitteren Hering. schlägt man das Weiß der Eier zu steifem Schnee, zieht es unter die Masse und fällt diese mit Butter ausgefrischene und mit Reibbrot gestreute Puddingform, um den Schokoladenpudding zwei Stunden im Wasserbad zu kochen und gestürzt mit einer Vanillesauce zu servieren.

Eichkaffee. Mit Rücksicht auf das des Krieges voraussichtlich eintretende Mangel des Kaffeespreises möchte darauf aufmerksam gemacht werden, daß früher besonders in ärmeren Gegenden viel Eichkaffee getrunken wurde. dessen Gewinnung werden die Früchte der Eiche geschält, gedörrt und dann wie Kaffeebohnen geröstet und gemahlen. Der Eichkaffee ist unvernünftig ganz gut, er eignet sich auch

in es sah bis zu $\frac{1}{2}$ zu Bohnen- oder Malzkaffee. auch dem reichen Eichelmaßjahr 1914 kann der runch leicht gemacht werden. E.

Frage und Antwort.

Ein Ratgeber für jedermann.

Der Druck der hohen Auflage unseres Blattes sehr Zeit erfordert, so hat die Fragebeantwortung nur nur zwei, wenn sie bestmöglich erfolgt. Es werden auch nur Fragen beantwortet, denen 20 Pf. in Marken beigelegt sind. Dafür findet dann aber auch eine doppelte Erleichterung. Die allgemein interessierenden Fragen werden außerdem hier abgedruckt. Anonyme Briefe werden grundsätzlich nicht beachtet.

Frage Nr. 6. Die Ferkel einer Sau, die im ersten Male geworfen hat, haben auf ganzen Körper schwarze, gründartige Stellen. Der Schorf zeigte sich bald nach der Geburt. Die Ferkel husten auch und nehmen nicht zu. Sie wiegen jetzt durchschnittlich 20 kg. In letzter Zeit zeigt sich der Schorf auch bei dem Muttertier. Ich füttere dreimal täglich gekochte Kartoffeln und Kohlrußen, außerdem des Roggenstoffs und Kleie, sowie etwas Schrot. Was ist dagegen zu tun? H. B. in L.

Antwort: Ihre Sau und ihre Ferkel sind am sogenannten Schorf erkrankt, nämlich an der Euterkrankheit. Diese tritt nicht bei solchen Tieren auf, die, wie man zu sehen bekommt, überfüttert und überblutet sind. Sie werden mit dem Weiterfüttern der Ferkel kaum Glück haben, denn diese bleiben meist 75 % umherliegend ihr Leben lang. Es ist am besten, die Ferkel von der Sau nicht wieder zu trennen. Der Stall muß desinfiziert werden.

Frage Nr. 7. Ich habe schon 60 bis 70 Schweine im Jahr und auch immer gute Erfolge bei der Zucht erzielt. In den letzten Jahren wurde mir Schen, warm zu füttern, das tat ich, bin aber bei der Erfahrung gekommen, daß dies einen ungünstigen Einfluss auf die Beschaffenheit der Därme ausübt. Der Käufer eines Schweines hat nämlich an dem Verwerfen müssen, bei einem, das ich selbst aufzuechte, waren die Därme so eng, daß sie nicht einmal zu ganz dünnen Würsten verwendet werden konnten. Als ich früher kalt fütterte, nahmen die Schweine gut zu und fraßen bis zuletzt, während bei der warmen Fütterung mangelt es an Futter. Im Sommer habe ich die Schweine bei kaltem Wasser oft mit überschlagener Wasser überbadet, sollte das geschadet haben? A. S. in J.

Antwort: Sie geben leider nicht an, was Sie Ihren Schweinen gefüttert haben, die engen Därme deuten darauf hin, daß eine zu wässrige Speichnung verabfolgt wurde, die die Därme nicht aushalten konnte und infolgedessen auch nur unvollkommen ausweitete. Wahrscheinlich haben Sie das Futter auch zu warm gegeben, dann mit kaltem Wasser den Darmkanal der Tiere und schwächen den ganzen Körperkonstitution. Daß die Art des Fütterns auf die Darmbeschaffenheit einen bestimmten Einfluss ausübt, ist erwiesen, so werden z. B. kalte Därme nach Verabreichung größerer Mengen von Heu brüchig, auch starke Kartoffelfütterung beeinflusst die Haltbarkeit der Därme ungünstig. Versuchen Sie es einmal, Ihren Schweinen das Futter in Gestalt eines nur lauwarmen steifen Breies zu verabreichen (gekochte Kartoffeln und gekauten, Molkereierückstände, Gerstenschrot, Roggenat, etc.), dann werden die Schweine auch keine zu großen Därme mehr haben. Das Begießen der Schweine mit überschlagener (abgestandener) kalter Wasser bei großer Hitze schadet diesen durchaus nicht, denn dort, wo Schweine im Sommer abgelegenheit geboten wird, nehmen sie diese gern an. Es gibt auch verschiedene Schweinezuchten, in denen die Tiere täglich gebadet werden.

Frage Nr. 8. a) Wie kam ich am vorteilhaftesten Kartoffelschalen verwerten und diese längere Zeit brauchbar erhalten? — b) Ein 10-12-jähriges altes Schwein, welches beim Fressen hustet, sonst gut frisst und auch munter ist, seit einigen Wochen Schlingbeschwerden haben. Was könnte ich dagegen tun? H. B. in R.

Antwort: a) Kartoffelschalen können Sie am besten dadurch verwerten, daß Sie diese im Wasser kochen (wenn dieser ziemlich ziemlich ausgekocht ist) trocknen und an Schweine verfüttern. Durch das Trocknen muß den Schalen aber mindestens 50 % viel Wasser entzogen werden, daß sie bei der Aufbewahrung nicht schimmeln. — b) Mit dem Schwein, das Schlingbeschwerden hat, können Sie nichts machen. Füttern Sie das Tier so gut wie es frisst und zunimmt. Merken Sie aber, wenn die Abnahme der Fresslust und verstärktes Husten, so halten Sie sich nicht länger mit ihm auf, sondern schlachten es möglichst bald.

Frage Nr. 9. Meine dreijährige Ziege hat zweimal gelammt, ist aber in diesem Herbst nicht wieder brunstig geworden. Sie Brunst zwar im Oktober geringe Anzeichen der Brunst, nahm aber den Bod nicht an; seit dieser Zeit habe ich ihr nichts wieder angemessen. Ich füttere Kartoffelschalen, Futtermehl und gutes Heu. Gibt es ein Mittel, um die Brunst herbeizuführen? Wie kann ich Ziegenläuse vertreiben? O. B. in S.

Antwort: Füttern Sie einmal an Stelle des Futtermehls $\frac{1}{2}$ kg Hafer täglich. Dann stellen Sie die Ziege einige Tage in einen Stall, in dem ein Bod steht, und geben ihr täglich dreimal einen geistreichen Eßlöffel voll Hensamen oder, wenn das nicht hilft, zweimal täglich je $\frac{1}{2}$ g Kantharidenzucker mit Brot. Gegen Ziegenläuse hilft eine Salbe aus 80 g Schmierseife, 10 g Kreolin und 10 g Weingeist, wiederholt anzuwenden, da nach einigen Tagen noch Läuse aus den Eiern auskriechen.

Frage Nr. 10. Ist es vorteilhaft, in diesem Winter eine Fläche Ackerland (schwarzer, früherer Wiesenboden) zu befruchten? Dünger steht nicht zur Verfügung; das Land ist bereits fünf Jahre als Acker genutzt und im Herbst zu Hafer tief gepflügt.

Antwort: Ob eine Vertiefung vorteilhaft sein mag, läßt sich ohne genaue Kenntnis der Zusammensetzung der im Rieselfeld enthaltenen Düngstoffe nicht sagen. Jedenfalls empfiehlt sich eine Anfrage bei der zuständigen agrarisch-chemischen Versuchsanstalt unter Einsendung einiger Proben des Rieselfeldwassers. Bei jeder Vertiefung ist vor allem auch darauf zu achten, daß das Wasser nicht zu lange auf der Fläche stehen bleibt und leicht wieder abgeleitet werden kann.

Frage Nr. 11. Wird die Linse in Deutschland gebaut, wo und wie? A. B. in R.

Antwort: Die Linse ist die wohlbedeutendste der einheimischen Hülsenfrüchte. Sie stellt an den Boden vor allem den Anspruch erheblichen Kalkgehaltes, gedeiht daher auch auf leichteren Kalkverwitterungsböden, im Flachlande liebt sie gut gefalkten Reimboden. Warmes, sonniges Frühjahr bekommt ihr besser als kaltes, trübes; die Empfindlichkeit gegen Frühjahrsfröste ist aber nicht erheblich (in Süddeutschland wird sogar eine Winterform gebaut). Für uns kommen drei Spielarten in Betracht: die kleine Linse (forma vulgaris), die Hüllenslinse (f. nummularia) und die große Linse (f. major). Auf unfruchtlichem Boden ist der Anbau nicht zu empfehlen, mindestens ist dort ein mehrmaliges Hacken unentbehrlich. Man drückt auf 20 bis 25 cm, von der großen Linse 400 kg und mehr, von der kleinen etwa 80 kg pro Hektar. Bei gartennützigen Anbau empfiehlt sich die Stützung durch Reiser, bei selbstmäßigem Anbau ist dies schon der Enterschwärzung wegen ausgeschlossen, weil aber kann man Pferdebohnen als Stützpflanzen beibehalten. Die Erträge sind, wie bei allen Hülsenfrüchten, sehr schwankend; 8 dz müssen als schlecht, 12 dz als gut bezeichnet werden. Daher ist der Anbau nur bei guten Preisen lohnend, wie diese ja unter allen Umständen für 1915 zu erwarten sind (selbst wenn der Krieg bis zur Ernte längst beendet sein sollte). Die Linse hat zwei große Feinde: einen pflanzlichen, den Weltau, und einen tierischen, den Vinsenfäher. Gegen ersteren schützt Spritzen mit Kupferalkalibromid, gegen letzteren sorgfältige Auswahl käuflicher Samen. Das Vinsenfäher ist ein sehr gutes Futtermittel, falls es gesund gewonnen werden kann. Agricola.

Frage Nr. 12. Wie kann man sich aus Hirsch- und Rindstalg usw. Brennstoffen bereiten? Welche Beleuchtungsart könnte man für Petroleum einführen? St. in R.

Antwort: Talgkerzen werden entweder gezogen oder gegossen. Ersteres geschieht, indem man die Dichte wiederholt in das geschmolzene Fett eintaucht, bis die gewünschte Stärke erlangt ist; die Kerzen erhalten dabei eine mehr oder weniger unregelmäßige Form. Zum Ziehen der Kerzen verwendet man Formen aus einer Legierung von Zinn und Blei, in deren Hohlraum der Docht ausgespannt ist. Der Talg darf nicht zu heiß vergossen werden, da sich sonst die Kerzen nicht leicht aus der Form nehmen lassen. Für Ihren Fall würde also das Ziehen wohl in Betracht kommen. Sie lassen sich, falls nicht die früher üblichen Gußformen dort bei älteren Leuten zu haben sind, von glattem Weißblech sechs oder mehr, möglichst nachlose Röhren in Lichtform von etwa

je 1 cm Durchmesser vom Klempner neben einanderlöten, nach unten spitz verlaufend mit einem Loch in der Spitze, durch welches der aus lose gedrehter Baumwolle bestehende Docht gezogen wird, der etwas heraushängen muß. Den Apparat befestigt man, die Spitzen nach unten, auf einem Holzgestell. Über die nach oben offene Mündung der Röhren befestigt man genau in der Mitte einen Draht, an dem man das durch die Röhre von der Spitze her gezogene und an letzterer durch einen Knoten vor dem Durchdringen behinderte Dochtende befestigt. Nun machen Sie gleiche Teile Hirsch- und Rindstalg flüssig, fällen ihn in die Röhren und lassen ihn erkalten. Sollte die Masse Ihnen nicht fest genug erscheinen, dann bedarf es nur der Hinzufügung von etwas Stearin, Gerasin oder Wachs. Nach dem Erkalten der Masse taucht man die Röhren, nachdem oben der Draht abgenommen und der Docht abgeschnitten, unten der Knoten geöffnet und der Docht gleichfalls abgeschnitten wurde, einige Sekunden in warmes Wasser ein, damit die nun fertigen Kerzen herausgenommen werden können. — Als Ersatz für Petroleum möchten wir Spiritusglühlichtbeleuchtung empfehlen.

Frage Nr. 13. Ich muß sechs bis acht Stunden lang buttern, ehe ich den Rahm von zwei Kühen zu Butter bekomme, die Ausbeute ist 3 bis $3\frac{1}{2}$ kg. Ich habe eine Zentrifuge und benutze auch das Thermometer. Die beiden Kühe haben Scheidenkatarrh gehabt und vor acht bzw. zehn Monaten gekalbt, ich weiß aber nicht, ob sie wieder tragend sind. H. S. in U bei D.

Antwort: Das Nichtbuttern des Rahms kann recht verschiedene Ursachen haben und auch dann auftreten, wenn Sie die vorgeschriebenen Buttertemperatur (bei saurem Rahm 12 bis 13° R) einhalten. Meist tritt es auf, wenn der Rahm zu lange aufbewahrt und zu sauer wird. Das wird bei Ihnen wohl auch der Fall sein, denn Sie werden zu den $3\frac{1}{2}$ kg Butter etwa 100 l Milch brauchen und Ihre beiden altmilchenden Kühe werden höchstens 6 bis 8 l pro Tag geben. Versuchen Sie es einmal damit, den Rahm nur drei Tage aufzuheben. Oft gelingt das Verbuttern des Rahms auch dann nicht, wenn angefaulte oder angeirrtene Röhren und Kartoffeln verabreicht worden sind. Andern Sie einmal Ihr Futter, versuchen es auch mit anderem Heu. Innerlich können Sie jeder Kuh dreimal täglich 8 g rohen Alaun in $\frac{1}{2}$ l starkem Fencheltee eingeben. Der Fehler verschwindet aber nur bei peinlichster Reinhaltung aller Geräte und Gegenstände, die mit der Milch in Berührung kommen, besonders auch des Milchaufbewahrungsraums (nicht etwa die gemeinsame Familienschlafstube) und des Stalles.

Frage Nr. 14. Ich habe ein zweijähriges Ziegenlamm, das aber bis jetzt noch keine Brunstercheinungen gezeigt hat. Das Tier ist gut genährt. Was kann ich tun, damit das Lamm brüchig wird? H. R.

Antwort: Wahrscheinlich haben Sie das Tier zu gut gefüttert, so daß es zu fett geworden ist. Sollte dies der Fall sein, so setzen Sie es auf eine etwas knappere Diät, damit es erst etwas von seinem Fleisch verliert. Es empfiehlt sich dann, das Lamm einige Tage neben einem Ziegenbock einzustallen und es am dritten Tage öfter mit dem Bod zusammenzulassen. Sollte dieses Mittel nichts nützen, so können Sie es mit Kantharidentinktur versuchen, dreimal je zehn Tropfen in $\frac{1}{2}$ l Einsamenschleim in einem Tage zu geben. Wenn organische Veränderungen in den Geschlechtsorganen vorhanden sind, ist meist alles vergeblich.

Frage Nr. 15. Ich habe wiederholt Hühner geschlachtet, die stark verfettet waren und deshalb nicht legten. Mehrmals fand ich bei solchen Tieren unter der Haut kleine weiße Körnchen in der Größe einer Stachelnadel. Appetitlich ist das gerade nicht. Handelt es sich um eine Krankheit? J. R. in R.

Antwort: Solange es sich nur um körnige Gebilde unter der Haut handelt, sind diese harmlos. Es ist aber ganz unzweckmäßig, die Hühner so kräftig zu ernähren, daß sie des Kettes wegen nicht mehr legen. Schaffen Sie den Tieren viel Bewegung und füttern Sie sie nahrhaft, aber nicht mäßig. Die Hühner werden dann gut legen und bei vorgerücktem Alter dennoch eine vorzügliche Brähe und bei entsprechender Behandlung sogar ein appetitliches und schmackhaftes Fleischgericht abgeben.

Herstellung der Saatsurche. Im Frühjahr hat es mit der Herstellung der Saatsurche zuweilen seine Schwierigkeiten. Diese kann man vermeiden, wenn man die Saatsurche schon im Herbst gibt. Eine alte Bauernregel lautet: „Vor Winter gepflügt, ist halb gedüngt; der Frost ist der beste Adersmann.“ Der im Herbst und bei offenem Wetter auch im Winter gepflügte Boden nimmt die Winterfeuchtigkeit gierig auf, und der Frost dringt diese zum Eisfrieren und bewirkt dadurch eine Lockerung des Bodens, wie sie sich durch die Ackergeräte gar nicht herstellen läßt. Auf diese Weise erhält nicht nur der Boden die beste Gare, sondern es wird auch dem Überhandnehmen des Unkrautes sowie des Ungeziefers vorgebeugt. Für das Pflügen im Herbst oder Vorwinter kommt auch noch in Betracht, daß man nach dem Pflügen die mineralischen Düngemittel, wie Kainit und besonders Thomasmehl, auf die rauhe Furche während der Wintermonate streuen kann. Kommt dann der Frühling und ist der Boden gehörig abgetrocknet, so wird er mit scharfen eisernen Eggen oder, falls er durch starke Regengüsse zugeworren worden ist, mit Eggenpator zur Annahme der Saat vorbereitet. Durch wiederholtes Eggen wird dann die Saat mit faum der Hälfte Mähe untergebracht, die man hätte anwenden müssen, falls man im Herbst die Vorbereitung unterlassen hätte. Man erspart dann im Frühjahr viel Zeit und wird schneller mit der Bestellung fertig, was bekanntlich von großem Vorteil ist.

Pflege der jungen Kleefelder im Winter. Die Pflege der jungen Kleefelder im Winter beschränkt sich darauf, schwächliche Saaten durch eine Kopfdüngung mit Kainit und Thomasmehl zu unterstützen und auszuheilen. Daß ältere Kleefelder zur Kräftigung häufiger eine entsprechende Kopfdüngung von Kainit und Thomasmehl erhalten müssen, bedarf eigentlich keiner besonderen Betonung. Mit dem Beginn des Wachstums im Frühjahr sind die Kleefelder zu untersuchen, um festzustellen, ob der Frost Schaden verursacht hat. Macht man die Wahrnehmung, daß die Wurzeln stellenweise gelodert sind, aber noch mit einzelnen Fasern fest im Boden sitzen, so muß das Feld, nachdem es hinlänglich abgetrocknet ist, mit einer schweren Walze überzogen werden. Die Pflanzen werden dadurch wieder an den Boden angepreßt und treiben dann nicht selten an den Stengelknoten, welche an dem Boden liegen, neue Wurzeln. Solche Bodenarten neigen mehr zum Ausfrieren, und ist daher das Beweiden mit Rindvieh sehr zu empfehlen.

Fasensfraßwunden. Zu allem Unglück, das jetzt über unser liebes Vaterland hereingebrochen ist, soll uns auch noch ein harter Winter bevorstehen. Deshalb sei rechtzeitig an den Schaden erinnert, den die wilden Vögel gern an unseren Obstplantagen anrichten. Um die jungen Bäume vor Fasensfraß zu schützen, wendet man vielfach das Einbinden der Stämme mit Dornen an. Das Einbinden mit Stroh sowohl als auch das Bestreichen mit stark riechenden Schmiermitteln helfen nicht auf die Dauer. Das allerbeste, allerdings auch das teuerste Schutzmittel ist Drahtgeflecht; es können dazu verhältnismäßig leichte Geflechte von 1 bis 1½ mm Drahtstärke genommen

werden. Die Maschenweite darf bis zu 6 cm betragen. Wo nur Hasen zu befürchten sind, genügt 1 m Höhe. Gegen Rehe muß das Geflecht aber 1½ bis 2 m hoch genommen werden. Die meisten Drahtgeflechtfabriken fertigen auch schon abgepaßte Schutzgeflechte zum Preise von 20 bis 30 Pf. für einen Baum an. Hat der zu schützende Baum noch einen Pfahl, so wird das Geflecht an diesen mit drei bis vier Schlaufen befestigt. Im anderen Falle muß ein besonderer Pfahl eingerammt werden.

Gartendüngung. Oftmals wird der Gartenbesitzer genötigt sein, in Ermangelung von Stallmist zur Düngung des Gartenlandes zu künstlichen Düngemitteln zu greifen. Zudem ist es auch durchaus nicht unbedingt notwendig, daß jedes Beet in jedem Jahre Stalldünger erhält. Wie aber findet er unter den verschiedenen Kunstdüngern das richtige heraus? Es wird ihm leicht werden, wenn er bedenkt, daß es vier Hauptnährstoffe sind, welche auch die Gartenpflanzen beanspruchen, nämlich: Phosphorsäure, Kali, Stickstoff und Kalk. 80 g Thomasmehl, vorausgesetzt, daß eine gute Marke, wie z. B. die allbeliebte Sternmarke, verwendet wird, auf den Quadratmeter, gibt dem Gartenlande hinreichend Phosphorsäure und Kalk. Kali enthält zwar mancher Gartenboden, doch ist es ratsam, namentlich für Weinböden und Obstbäume, sowie beim Anbau der Hülsenfrüchte noch eine besondere Düngung damit vorzunehmen.

Die Aufbewahrung der Kartoffeln. Bei der erhöhten Bedeutung, die die Kartoffel während des Krieges in unserem Haushalt notwendigerweise gewinnen muß, ist es von größter Wichtigkeit, zu verhindern, daß brauchbare Kartoffeln während des Lagers verderben. Die Kartoffel kann erfrieren, sie kann keimen und schließlich auf verschiedene Arten verfaulen. Sie vor Frost zu schützen, ist noch verhältnismäßig am leichtesten, wenn man sie erst einmal im Keller hat, da es schon ein sehr schlechter Keller sein müßte, in dem die Temperatur selbst bei starker Winternöte unter den Gefrierpunkt sinkt. Daher ist mehr das Gegenteil zu fürchten, nämlich eine zu große Wärme, die zur vorzeitigen Keimung der Knollen führt. Die Fäulnis, die wie überall durch Pilze und Bakterien veranlaßt wird, hat fast immer die Feuchtigkeit als Vorbedingung und wird um so leichter eintreten, wenn sich mit dieser gleichzeitig eine verhältnismäßig hohe Temperatur des Aufbewahrungsrumes verbindet. Auch damit ist die Zahl der Feinde, die auf die Kartoffeln lauern, nicht erschöpft. Es gibt einen winzigen Schmetterling, der sich natürlich erst in milder Jahreszeit zu den gelagerten Kartoffeln schleicht und seine Eier auf ihnen ablegt. Die Raupe dieser sogenannten Kartoffelmotte kann dann großen Schaden anrichten, dem nur dadurch zu begegnen ist, daß die Kartoffelhaufen mehrmals in einem geschlossenen Raum mit Schwefelkohlenstoff und Kohlenoxyd durchgeräuchert werden. Dies Verfahren hat übrigens auch seine Bedenken, weil der Schwefelkohlenstoff leicht entzündlich, das Kohlenoxyd höchst giftig ist. Manche Kartoffeln bringen schon aus dem Boden, in dem sie gewachsen sind, Keime mit, die sie einer späteren Fäulnis überliefern. Am übelsten berüchtigt ist in dieser Hinsicht der Pilz *Phytophthora infestans*, dessen weite Verbreitung schon

dadurch gekennzeichnet wird, daß man seine heurungen kurz mit dem Namen der Kartoffelfäule belegt hat, obgleich die wertvolle Pflanze von einer ganzen Anzahl von Krankheiten beimgesucht wird. Jede Kartoffel, die von mit diesem Pilz befallenen Pflanzen geerntet verfällt fast ausnahmslos der Fäulnis, die keine Sorgfalt der Aufbewahrung vermeiden kann. Es hat sich daher immer noch das Zweckmäßigste erwiesen, die erkrankten Pflanzen neben den Knollen einfach zu verbrennen, nicht nach der Ernte auch noch die gesunden verbleibenden Kartoffeln angeeignet werden. Keimen der Kartoffeln kann dadurch verhindert werden, daß man die Augen 2 bis 3 mm dazu aussticht oder, was noch besser ist, die abwartet, bis gewöhnlich beim Herannahen Frühlings die Keime schon deutlich sichtbar worden sind. Dies geschieht mit der Handzuführen, erfordert aber große Geduld und verursacht entsprechende Kosten an Arbeitskraft. Man hat daher empfohlen, die Kartoffeln, dessen mit einer ganz schwachen Lösung Schwefelsäure zu behandeln, die zur Abtötung und gewissermaßen zum Ausbrennen der Keime mit ihren Keimen führt. Die Kartoffeln müssen dann in Wasser gewaschen und wieder getrocknet werden. Ferner ist ihre Aufbewahrung an gut gelüfteten Plätzen, beispielsweise auf Kornspeichern, notwendig. Diese Behandlung fordert aber eine große Sorgfalt. Die Knollen müssen dazu ganz gesund sein, außerdem von Erde, weil sonst die Säure zu stark einwirken würde. Auch vertragen nicht alle Kartoffeln die Behandlung in gleicher Weise. Es ist stets zu empfehlen, das Verfahren erst an wenigen Knollen zu erproben. Dasselbe gilt für die besprochene Mittel, die Knollen ganz kurz in kochendes Wasser zu legen. Auch dies ist die Keime in ein oder zwei Minuten, aber muß sich vorher vergewissern, daß die Keime diese Beeinflussung überhaupt vertragen. vielen Ratsschlüsse, die zur Sicherung der Kartoffelvorräte gegeben worden sind, sind zuverläßig. Dazu gehören die Lagerung trockenem Sand oder Asche und die Bedeckung des Hauses mit Stroh. Etwas werden Maßregeln allerdings nützen. Die Frucht wird ferner auch durch eine Lage von Holz oder Torfstaub ferngehalten. Bewahrt man Kartoffeln in einer Tonne auf, so empfiehlt sich, deren Boden mit einer Zementschicht ausgießen. Auf jede Weise muß man bemüht sein, die Kartoffelvorräte vor schädlicher Feuchtigkeit zu bewahren.

Das Versäuen des Kleisters hat häufig durch Zufall von Alaun zu verhängt, jedoch hat dieses Mittel den Nachteil, dabei die Farben der Etiketten nachteilig beeinflussen. Man hat deshalb an Stelle des Alauns verwandt, welcher das Verderben Kleisters in gleicher Weise verhindert, ohne Nachteile des Alauns zu haben. Die Anwendung geschieht in der Weise, daß man sich eine Lösung herstellt, welche beim Erkalten einen des Borax wieder ausscheidet. Diese gelbe Lösung wird dann zum Anrühren der oder des Dextrins benutzt.

Feldpost-Briefschachteln

zum Versenden von Liebesgaben
an unsere Angehörigen im Felde.

Borrätig in vier Größen:

- I. für Briefe bis 50 Gramm (vortrefflich):** A Schachtel 9,5 x 12 cm, besonders geeignet zum Versand für Zigarren: B Schachtel 9,5 x 15 cm, besonders bestimmt zum Versand für Schokolade. Preise: 30 Stück Größen halb und halb für 3 Mk. franko; 50 Stück Größen halb und halb für 4,50 Mk. franko; 100 Stück Größen halb und halb für 8 Mk. franko. Auf Wunsch auch nur eine Größe zu gleichem Preise.
- II. für Briefe bis 250 Gramm (10 Pf. Porto):** siehe Doppelschachtel: C (kleineres Format), Gewicht leer ca. 70 Gramm, 14,5 x 11,5 x 6 cm, D (größeres Format) 16 x 13 x 6 cm, Gewicht leer ca. 90 Gramm, Versand erfolgt mittels Bindfaden und zettlicher Verladung. Preise: 48 Stück Größen halb und halb, ineinanderliegend, 4,50 Mk. franko.

Je 18 Stück aller vier Sorten gemischt, also 72 Schachteln, werden für 6 Mk. franko geliefert.

Die Versendung der Feldpost-Briefschachteln ist des großen Volumens wegen nur in Postpaketen möglich.

Diese Briefschachteln, die wir auf Anregung vieler auf dem Lande und im Walde lebender Leser angefertigt haben, sind leicht im Gewicht und sehr dauerhaft. Zu der Schachtel A lassen sich beispielsweise vier Zigarren mittlerer Größe mit einem Brief zusammen für ein Gewicht von 50 Gramm, also vortrefflich, ins Feld senden. Die Größen C und D eignen sich zum Versand von Strümpfen, Leibbinden, sowie von 20 bis 25 Zigarren und sonstigen Gegenständen bis zu einem Gewicht von 160 bis 180 Gramm. Auf Verlangen werden auch größere Doppelschachteln aus glatter Pappe für den Paketversand zu billigen Preisen schnellstens angefertigt. Probeweise kann geliefert werden ein Satz von sechs Stück ineinandergelegter Doppelschachteln für Feldpostpakete (größte Schachtel 18 x 28 x 26 cm, kleinste Schachtel 16 x 13 x 6 cm). Jeder Satz kostet als Postpaket verlangt gegen Einzahlung des Betrages oder unter Nachnahme 3 Mk. Alle in Postpaketen gepackten Feldpostpakete müssen nach Vorchrift in Zeitung eingewickelt und außerdem gegen Risse geschützt werden; dazu empfiehlt sich Papier. Sechs Bogen vergüteten, feinsten Spezialpapiers kosten 80 Pf. extra. Für einen Zubehörschachtelversand ins Feld sind diese großen Schachteln vorzüglich geeignet. Die Abnahme kleinerer Quantitäten inver Feldpost-Brief- und -Paketversand lohnt nicht, da das Porto dann teurer wird wie die Schachteln selbst. Es empfiehlt sich daher gemeinsamer Bezug, am besten ortsweise. Die Schachteln sind zu beziehen gegen Einzahlung oder Nachnahme des Betrages franko durch die

Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm.

Ohrensausen

Ohrenschmerz, Schwerhörigkeit, nicht angeborene Taubheit beseitigt in kurzer Zeit

Gehöröl

Marke St. Pangratius.

Preis A 2,50 — Doppelflasche A 4.—
Versand: Stadtposthofe,
Pflaßhofen a. Rh. 31 (Oderb.).

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Jedem Landwirt sei zur Anschaffung empfohlen der

J. Neumanns Taschenbuch und Notizkalender

Schwache Ausgabe A, mit vierteljährlicher Anordnung im Notizbuch

Preis 1 Mk. 20 Pf.

Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro Stück 1 Mk.

Stärkere Ausgabe B, mit halbjährlicher Anordnung im Notizbuch

Preis 1 Mk. 60 Pf.

Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro Stück 1 Mk.

Die Partienpreise von 1 Mk. bzw. 1 Mk. 40 Pf. treten auch ein, wenn 10 Exemplare beider Ausgaben gemeinsam bestellt werden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und die

Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm.

„Elektro-Flutwerk“ . . .

„Na, viel Glück — alle Wetter — gehört doch Mut dazu, so einige Millionen in diesen Nordseeschlick zu pulvern, in der Hoffnung, sich Ebbe und Flut dienstbar zu machen.“

Plötzlich fiel mir ein: was wird wohl Harro Lornsen dazu sagen? Wie wird er über den „niemodischen Schwirbel“ wettern.

Da — seltsam — als ich jetzt weiterandere, sehe ich plötzlich seinen Namen. Harro Lornsen — Unglücksfall —

Wieder einer von den Alten tot, von denen, die den traurigen Kampf um die unheimlich umschlungene Heimat miterlebten.

Wie oft war ich als Junge mit meinem Großvater hinausgegangen zum Häuschen getreu Deich, in welchem der alte Kapitän an Lornsen wohnte. Die beiden Männer hatten einst bei Idstedt gefochten und als Verwundete in demselben Bauernhaus gelegen.



Die zerstörte verräterische Windmühle.

Eine Windmühle, die von unserer deutschen Artillerie zerstört werden mußte, da der Müller die Windmühlenslätter immer nach den Stellungen unserer Artillerie stellte und so dem Feinde die Stellung verriet.

mies: „Ja, der Lord Palmerston hatte ja frech bestimmt: Schiffe unter unbekannter und nicht anerkannter Flagge wie die schwarz-rot-goldene würden als Seeräuber behandelt werden.“

Im nächsten Jahre schon trat er zur Landarmee, um für die Heimat doch ins Feuer zu kommen.

Und dann — als auf den schleswigschen Kriegergräbern ohne Kreuz und Kranz das Unkraut wucherte, als der Danebrog höhnend triumphierte, da ließ er sein Weib und den blondlockigen Jungen bei den Eltern der Frau und zog aufs Meer.

Die Wirkung eines Minenwerfers.

Die deutschen Generalstabsoffiziere besichtigten in dem Vorort von Arras St. Laurent die sichtbare Wirkung, die die geworfenen Bomben verursacht haben.



Die zerstörte Kirche von St. Laurent. Unser Bild zeigt, wie die Franzosen ihre eigenen Kirchen zerstörten. Die Aufnahme ist von der Seite gemacht, von der St. Laurent von den Franzosen beschossen wurde, nachdem es die deutschen Truppen genommen hatten.

Gewöhnlich saß der greise Seemann auf der Holzbank neben der Haustür, ließ den frischen Seewind gegen sein faltiges Antlitz blasen und blickte — als er noch sehen konnte, mit scharfen blaugrauen Augen in die See hinaus.

Wie manchem Gespräch, welches für mich nichts nicht bestimmt war, lauschte ich damals.

Lornsen hatte Anno 48 auf dem „deutschen“ Kriegsschiff Barbarossa gedient, hatte jene traurige Fahrt mitgemacht, als man mit wehender schwarz-rot-goldener Flagge die Elbe hinunterfuhr — gegen die Dänen. Und? Auf Helgoland saßen die Engländer, und mit einem einzigen Schuß trieben sie das „Piratenfahrzeug“ in die Elbe zurück.

Ich sehe ihn noch vor mir, den alten Kapitän, mit zuckendem Antlitz und geballten Fäusten. Ich höre noch sein grim-

Bis dann Theodor Storms Wort in Erfüllung ging:

„Die Erde bröhnt; von Deutschland weht es her
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen!“

Lange Jahre führte Harro Lornsen einen der großen Segler, welche damals Viehtransporte von Lönning nach England brachten. Da hat er Land und Leute drüben kennen gelernt. Er war kein Freund Albions, kein blinder Verehrer britischer Tüchtigkeit. Und darum habe ich mich — auch in den letzten Jahren noch — so gern mit ihm darüber unterhalten.

Noch vor kaum sechs Monaten saß ich mit ihm in seiner niedrigen Stube und plauderte mit dem alten Manne, dem der Star das Augenlicht genommen.

„Angst? Wir Angst vor England? Nicht möglich. Neer, mir haben die Engländer nichts imponiert. Habe sie nie beneidet.“

Jedesmal, wenn ich ihn aufsuchte, begann er mit mir über unser Verhältnis zu England zu sprechen.

Ich erinnere mich noch jener Tage, als die britische Flotte so unerwartet schnell vor Swinemünde ankam und nachher in Kiel und der ganzen Provinz die wildesten Gerüchte liefen. Ein deutsches Schiff sollte im Sund mit Minen an Bord bereit liegen, um dem perfiden Besucher im Notfall den Weg aus der Ostsee zu sperren. Der Kaiser sollte ein kräftiges — endlich! — ein sehr deutliches Telegramm an den teuren „königlichen Kaufmann“ drüben gesandt haben. Und der King sei zur Maison gekommen.

Wie lebhaft wurde der Alte. Er richtete sich hoch auf mit seiner langen, sehnigen Gestalt. Die Lider fuhren unruhig über die glanzlos starren Augen.

„Das ist gewiß: hätte ich noch einen Sohn oder Enkel hinzugeben, mit Freunden würde ich auch ihn noch opfern für solch einen Kampf.“

Tapferer Kapitän!

Er hat seinem Lande opfern müssen an Fleisch und Blut. Am Bois de la Cuisse irgendwo ruht sein Vetter, der blondlockige, lebensfrohe Junge, nach heißem Kampf fürs Vaterland.

Wie oft habe ich gedankenvoll die verbliebenen Photographien auf des Alten Kommode betrachtet.

Der härtige Obermaat, der so stattlich neben der lächelnden Frau und zwei strammen Knaben steht, war des Kapitäns zweiter Sohn — sein letzter.

Mit S. M. Kanonenboot „Eber“ zog er hinaus, um des neuerstandenen Vaterlandes stolze Flagge über die Weltmeere zu tragen. In den schrecklichen Orkantanen im März 1889 sank im Hafen zu Apia das deutsche Schiff. Und mit ihm Uwe Lornsen — Wikingertod.

Ja, Seefahrt ist notwendig, das Leben nicht.

Ungebeugt hat der Alte den herben Verlust getragen. Er nahm seines Sohnes Witwe und die beiden Knaben zu sich. Und wenn die Jungen fragten, was sie einst werden dürften, war des Alten stets gleiche Antwort: „Euer Großvater

war Schiffer, euer Vater war Seemann. Jungens, der Kaiser braucht Männer für seine Panzer.“

Wie stolz ist Kapitän Lornsen später mit den beiden „blauen Jungen“ durch die schmalen Straßen des Städtchens geschritten. Und die Leute sahen sich um nach dem kraftstrotzenden Bilde. Der Greis, ungebeugt und trotz seines Alters elastisch, und rechts und links von ihm die blonden Enkel mit den blitzenden Augen und den gebräunten Gesichtern.

— Mit dem „Jltis“ sank der Ältere — in China — beim Takusort — irgendwo — ruht der andere — — Wikingerschicksal.

Und doch konnte der Mann noch sagen: „Wenn ich noch einen Sohn oder Enkel hinzugeben hätte — —“

Später, als der Alte das Augenlicht verlor, als er still und hilflos auf der Bank vorm Hause saß und vom Meere nichts mehr gewahren konnte als den kräftigen Salzgeruch und das eintönige Kläuschen der Wogen, habe ich so manchen Nachmittag, wenn ich auf Urlaub in der Heimat war, bei ihm gesessen, habe ihm vom Treiben der Leute und Völker erzählt und ihm vorgelesen.

Er war keine weiche Natur, wahrhaftig nicht. Man hatte ihm ja so manche trübe Nachricht gebracht, aber niemand hat in des Kapitäns Augen Tränen gesehen. Und was an Herzensgüte in ihm war, hatte er stets durch barsches, polterndes Wesen zu verdecken gesucht.

Jetzt aber konnte er manchmal einen so rührend gedulden, ergebenen Ausdruck haben, daß ich schon glaubte, das Alter und die Blindheit gewannen Macht über den trostigen Seemann. Er wurde stiller, und sein Urteil, früher scharf und hart, lautete stets milder, als sehe er jetzt alles von höherer Warte. Oder wurde er stumpfer?

Eines Tages las ich ihm Tegners Frithjofs-Sage vor. Stumm und still hörte er zu. Bis ich schließlich den Sang „König Rings Tod“ begann. Da wurde er unruhig, die Lider hasteten immer erregter auf und nieder, die langen, knöchigen Finger bewegten sich nervös.

Ich hatte das peinliche Gefühl, daß es vielleicht taktlos sei, diesen Sang zu lesen, und stockte.

Doch da rief er hastig: „So lies doch, lies weiter.“

Und ich las.

„... Strohtod ist Herrschern des Nordens nicht Ehr.“

Müß ist vonnöten

Wenig zum Scheiden;

Mehr als zu leben ist Sterben nicht schwer.“

„Nochmal,“ unterbrach Lornsen mich. Seine Stimme klang leise, fast feierlich. Ich sah erstaunt vom Buch auf. Harro Lornsen hatte sich erhoben. Hochaufgerichtet stand der Hüne mitten im niedrigen Raume.

„Nochmal,“ flüsterte er wieder.

Ich wiederholte die Worte einmal, noch einmal.

Dann sprach er sie sinnend wie abwesend nach:

„Strohtod ist Herrschern des Nordens nicht Ehr.“ —

Längst hatte ich den Vorfall, der damals einen seltsamen Eindruck auf mich machte, vergessen. Jetzt mußte ich daran denken, jetzt, da ich in dem Blättchen die nackten Beilen las:

„Ein bedauernswerter Unglücksfall hat sich gestern Abend am Außenhafen ereignet. Der erblindete Kapitän Harro Lornsen tat einen Fehltritt vom Quai und stürzte in die Tiefe. Der Verstorbene machte seinerzeit den Feldzug ...“

Sinnend starre ich auf die prangende, jauchzende, lachende Sommerwelt. Ja, ja, mögen sie dran glauben, die lieben Leute, an den bedauernswerten Unglücksfall, mögen sie dem „Verunglückten“ die Ruhestätte in „geweihter“ Erde gönnen.

Gute Nacht, tapferer Harro Lornsen! Strohtod ist Herrschern des Nordens nicht Ehr!



Eine Flupferd-Züchterei.

Von W. Kadel.

Ueber die Flupferd-Farm des Amerikaners Neders in Südflorida brachten New-Yorker Zeitungen folgenden interessanten Bericht. Die Halbinsel Florida mit ihren weiten Sumpfgeländen und ihrem bereits recht tropischen Klima beherbergt nicht nur verschiedene Krokodil-Züchtereien, sondern seit dem Jahre 1906 auch ein ähnliches, nur weit großartigeres Unternehmen, das sich mit der Aufzucht von Zwerghupferden beschäftigt. Eigentümer dieser Farm ist Mr. Archibald Neders, ein früherer Schiffskapitän, der ganz zufällig auf den Gedanken kam, dem äußerst seltenen Zwerghupferd in den Sümpfen Floridas eine neue Heimat zu schaffen. Neders bereiste im Jahre 1905 im Auftrage seiner Neederei die an der Westküste Afrikas gelegene Republik Liberia, um neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Hierbei lernte er auch das Zwerghupferd kennen, eine Spielart des weit bekannteren und verbreiteteren Hupferdes. Das Hippopotamus liberiensis, wie es mit wissenschaftlichem Namen heißt, erreicht im Gegensatz zu seinem doppelte so großen Vetter nur eine Länge von zwei Meter und wird bis zu vier Zentner schwer. Der Geschmack seines Fleisches ist bedeutend feiner als der des Schweines, und die Zunge und die Füße werden nicht nur von den Schwarzen als Delikatessen geschätzt. Neders ließ daraufhin mit recht bedeutenden Kosten von den Negern drei Tiere, zwei Männchen und ein Weibchen, einfangen und brachte sie zu Schiff glücklich nach Florida. Hier besaß nämlich sein Schwiegervater Bortwin unweit des Hafenortes Miami an der Ostküste ausgebreitete Ländereien, die jedoch nur zum kleinsten Teil bebaubar sind und in der Hauptsache aus weiten Sümpfen bestehen. Zu dem Bortwischen Gebiet gehört nun auch das Tschascheppe-Tal, welches insofern eine geologische Merkwürdigkeit bildet, als hier die steilabfallenden Tussara-Berge eine Sumpfwildnis von etwa 25 englischen

quadratmeilen einschließen. Das Tscha-
ppe-Tal ist als Eldorado für eine An-
zahl von Wasservögeln und Krokodilen
it und breit berühmt. Diesen von der
Natur geschaffenen Riesenzwinger wies
Neders den drei Zwergflusspferden
im Aufenthalt an, wo die Tiere zunächst
ganz allein überlassen blieben. Die
offnung, daß die seltenen Geschöpfe sich
in einer Umgebung und in einem
lima, die so sehr denen ihrer eigentlichen
eimat gleichen, gut halten und fortpflan-
würden, erfüllten sich wirklich. Be-
z im Sommer 1913 zählte die Fluss-
erd-Farm 14 Bewohner. Daß die ersten
kosten sich glänzend bezahlt gemacht
aben, zeigten dann die ersten Verkäufe,
Neders mit Zoologischen Gärten ab-
loß. Der New-Yorker Zoologische
arten bezahlte für ein Weibchen nicht
weniger als 4000 Dollar. San Franzisko
warb ein Pärchen für 9000 Dollar, und
ach London gingen zwei weitere junge
Tiere für 1000 Pfund Sterling. Wenn
uch diese Preise bald recht stark insolge
es größeren Angebots — denn auch
agenbed in Hamburg-Stellingen züchtet
uerdings Zwergflusspferde — herunter-
ehen dürften, so wird Neders immer noch
it seiner Farm gute Geschäfte machen,
a der Unterhalt der Tiere nicht die ge-
ngsten Unkosten verursacht. Neders
ent nämlich allen Ernstes daran, die
ucht des Hippopotamus liberiensis
immer mehr im großen zu betreiben und
uch andere Sumpfsgebiete in der Nähe
es Tschappes-Tales mit diesen genü-
emen Geschöpfen zu bevölkern, die seiner
nsicht nach in einigen zwanzig Jahren
ne gefährliche Konkurrenz für das
chwein auf dem Weltmarkt werden dürf-
en. Wenn man bedenkt, daß weit über
ie Hälfte der Bodensfläche von Florida
us Sümpfen besteht, in denen ungezählte
Tausende von Zwergflusspferden reichlich
nd kostenlos Nahrung finden könnten, so
scheint Neders großzügiger Plan, in
em Hippopotamus liberiensis sozusagen
in „Schwein der Zukunft“ zu schaffen,
ar nicht so sehr phantastisch.

viel menschliche und maschinelle Arbeit ge-
leistet werden muß, bis jene geliefert sind.

Die Stellen, wo die interessante Arbeit
der Papiergeldfabrikation vor sich geht,
sind die Reichsdruckerei in Berlin und die
Papierfabrik in Spechtshausen bei Ebers-
walde. Diese idyllisch im Tale der
Schwärze in stiller Waldesruhe gelegene
Fabrik liefert seit 1799, als ihr der Auf-
trag zur Fabrikation des Papiers für die
preussischen Tresorscheine gegeben wurde,
— also seit fast $\frac{1}{2}$ Jahrhunderten — ein-
zig und allein das Papier für die Staats-
lassenscheine.

Im 17. Jahrhundert bereits stand an
der Schwelle der heutigen Kriegsgeldfabrik
eine Mühle. Auf diese alte Mühle muß
Friedrich der Große irgendwie aufmerksam
gemacht oder geworden sein, als er sich
mit dem Gedanken trug, in der Nähe seiner
Residenz eine Papiermühle zu errichten.
Es war ein Franzose, ein gewisser Du-
bois, dem Friedrich es 1781 überließ
die alte Mühle im kühlen Grunde am
Nonnensief bei Eberswalde für die Pa-
pierfabrikation herzurichten. Friedrich er-
lebte eine Enttäuschung durch den Fran-
zosen. Dubois hatte schon in zwei Jah-
ren das nach holländischem Muster einge-
richtete Unternehmen mit 50 000 Taler
Schulden belastet und hielt es darum für
geraten, seinem hohen Gönner nicht mehr
vor die Augen zu kommen. Seine Nach-
folger wußten auch nicht viel mit der Pa-
piermühle anzufangen. Da wandte der
Berliner Kaufmann und Papierhändler
Johann Gottlieb Ebert der Sache sein
Interesse zu und kaufte die Anlage in
Spechtshausen, die bis heutigen Tages im
Besitz der Familie blieb.

Für alles in dieser Fabrik hergestellte
Papiergeld, also auch für die Darlehns-
lassenscheine im Betrage von 3000 Millio-
nen Mark werden als Urstoff Segeltuch-
lumpen benötigt, die man aus Hamburg
kommen läßt. Wenn nun aus diesen Se-
geltuchlumpen, die von bester Qualität
sein müssen, die eigentliche Papiermasse,
das sogenannte „Ganzzeug“ für die
Lassenscheine angefertigt werden soll, dann
siedelt für die ganze Zeit dieser Herstellung
eine aus Beamten der Reichsbank und der
Reichsdruckerei zusammengesetzte Kommis-
sion nach Spechtshausen über und überwacht
und leitet dort die Fabrikation, die sich
ganz im geheimen hinter verschlossenen
Türen vollzieht. Zunächst werden mit
Hilfe von Sieben die künstlichen Wasser-
zeichen angebracht, die im Zickzack verlau-
fenden Linien, die wir auf den neuen
1-Mark-Scheinen besonders deutlich er-
kennen oder der Merkur- bzw. Kaiser
Wilhelmkopf auf den 10- oder 100-Mark-
Scheinen, erkenntlich wenn man das Pa-
pier gegen das Licht hält. Die schwierigste
und mit ganz besonderer Umsicht geheim-
gehaltene Arbeit der Kommission ist die
Anbringung der auf den Scheinen ja
immer deutlich erkennbaren über das ganze
Papier verlaufenden Pflanzensfaserstreifen.
Sie werden nach einem vom Deutschen
Reiche erworbenen Patentverfahren des
Amerikaners Wilcox so in das „Ganz-
zeug“ eingebettet, daß sie zum Teil darin,
zum Teil darauf liegen. Dazu ist ein
Apparat nötig, den die Kommission selbst
in die große Maschinerie einfügt und nach-

her wieder mitnimmt, um ihn vor Späher-
blicken wohl zu verwahren.

Das so mit großer Umständlichkeit her-
gestellte Papier geht dann in die Reichs-
druckerei, wo es auf Kupferdruckpressen die
Bilder erhält, die wir auf den so begehr-
ten blauen und braunen „Lappen“ sehen.
Bei den kleineren Werten der Darlehns-
lassenscheine hat man wohl von einer
reicheren bildnerischen Ausstattung des
Papiers abgesehen.

Das Vaterland ist Alles!

Auch ich hab' an den Traum geglaubt
Vom Frieden ohne Schranken,
Der grün die ganze Erd' umlaubt
Mit fruchtbareren Ranken,
Der alle Völker dieser Welt
Zu einem großen Volk gesellt,
Gemeinsam, sich vertrauend,
Am Weltkulturwerk bauend.

Der Waffen leiser Warnungsklang
Umzog zwar stets die Erde;
Doch galt mir's nur als Uebergang,
Bis er entbehrlich werde.
In hundert Jahren, glaubte ich,
Göh' die Kanonen sicherlich
Man um zu Friedensglocken,
Des Weltglücks zu frohlocken.

Der große Traum ging jäh zu Staub;
Denn seine stärkste Stütze,
Europas Frieden, ward ein Raub
Der donnernden Geschütze.
Aus langem Schlaf ist über Nacht
Des Krieges Furie aufgewacht
Und stampft in Blut und Flammen
Die halbe Welt zusammen.

Hervor aus allen Winkeln ist
Die Schlangenbrut gekrochen:
Neid, Lüge, Haß und Hinterlist
Sind üppig ausgebrochen.
Die lauten Schläger der Kultur,
Sie trugen glatte Larven nur;
Kalt spä'n jetzt durch die Lüge
Der Selbstsucht harte Züge.

Die Barbarei stand wieder auf,
Geschürt vom freisten Volke,
Und überm Rhein stieg schwarz herauf
Wie einst die Wetterwolke;
Die alte Finsternis umdroht
Der Völker Zukunft Morgenrot.
Das Deutschland nur blieb Hüter
Der wahren Menschheitsgüter!

Es flog gleich hellem Opferbrand
Vom Belt zur Alpenschanke,
Vom Elb- bis zum Ungarland
Ein einziger Gedanke:
„Das Schwert heraus zum heil'gen Krieg,
Daß nicht das Licht der Nacht erlieg!“
Es glich dem Meeresbrausen,
Wenn drüben Stürme sausen!

Auch mich ergriff's, wie Feuersglut
Von Siebel springt zu Siebel;
Schlug zu voll Ekel und voll Wut
Die Weltbeglückungsfibel.
Wo käm' aus solchem Lügenmeer
Die Kraft zum Völkerfrühling her,
Aus Gräften des Zerfalles?
Das Vaterland ist Alles!

Zum erstenmal fühl' ich die Brust
In Lieb' und Stolz erbeben,
Nun ganz des Glückes mir bewußt,
Als deutscher Mann zu leben.
Dir, Vaterland, mit reinem Sinn
Geb' ich die ganze Seele hin!
Den Erdbreis laß' ich fahren,
Dich doppelt fest zu wahren!

© 1910 Bergmann.

In der Kriegsgeldfabrik

Von Oskar Ungnad.

Der Bundesrat machte von der ihm
mit dem Darlehnskassengesetz vom
4. August gewährten Ermächti-
gung Gebrauch, den Gesamtbetrag der
auszugebenden Darlehnskassenscheine auf
3000 Millionen Mark zu erhöhen. Es ge-
schah dies, um dem großen Publikum und
den mit ihm verkehrenden Kassen kleine
Zahlungsmittel zu beschaffen. Und wie
gerne die in Betracht kommenden Kreise
von den kleinen Scheinen (im Werte von
5, 2 und 1 Mark) Gebrauch machen, geht
daraus hervor, daß jetzt wöchentlich 17
bis 18 Millionen davon in Verkehr ge-
bracht werden konnten. An der Hand
dieser Zahlen kann man sich vielleicht einen
Begriff davon machen, wieviele solcher
Papiere hergestellt werden müssen und wie-

Ernst und Scherz

Deutsche Fechtkunst. Die ursprüngliche Waffe der Deutschen ist das Schwert; die deutsche Fechtkunst war zuerst nur Hiebfecht- kunst. Im Mittelalter waren die Turniere im Schwung, gelegentlich wird aber auch der Fechter gedacht. Schon im Jahre 1397 finden sich am Reichstag zu Frankfurt Fechter ein, um ihre Künste zu zeigen, und eine Breslauer Chronik erwähnt das Fechten bereits im Jahre 1280. Allein erst im 16. Jahrhundert wurden die Fechtschulen allgemein in den meisten großen Städten Deutschlands errichtet, so daß, dem Korporationsgeist der Zeit gemäß, auch eine besondere Fechterzunft sich bildete. Man findet eine Fechtschule zu Augsburg im Jahre 1509, zu Regensburg 1530, zu Breslau 1567, zu Prag 1579. Die Fechtschulen wurden von den deutschen Kaisern privilegiert (das erste bekannte Privilegium von Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg am 10. August 1487 gegeben), mit Statuten versehen und unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt. Trotzdem daß die Fechter keinerlei Privilegien und Vorrechte genossen, so unterrichteten sie sich doch. Sie teilten sich nämlich in zwei, sich feindlich gegenüberstehende Verbindungen „die Margbrüder“ (Sanct Marcusbrüder) und die „Federfechter“, welche oft ihre Kräfte bei öffentlichen Spielen maßen. Zwischen ihnen kam es manchmal zu Händeln und gemeiniglich floß Blut; die Federfechter behielten jedoch gewöhnlich die Oberhand, hatten also wahrscheinlich die Erfordernisse eines guten Fechters, wie sie der Kavaliere Florentius aufstellt, in reichem Maße, nämlich „einen geraden Körper, graumalen Knebelbart, Säuaugen und Fleischersarme.“ Im Jahre 1608 verlieh Kaiser Rudolf II. den Federfechtern ein besonderes Wappen.

„Heilige Justitia.“ Ein ergötzliches Vorkommnis aus dem weiten Reiche der „blinden“ Themas wird aus Amerika gemeldet. Ein junger Mann mit dem wohlklingenden

Namen Silber, den man wegen Gefährdung eines Eisenbahntransports ins Gefängnis steckte, war nur das Opfer einer seltsamen Verletzung von Umständen geworden. Es war ihm aber nie gelungen, jemand für seine Angelegenheit zu interessieren. Da kam er auf die kluge Idee, aus dem Gefängnis, einem jener Freilagerhäuser, deren Frau Justitia soviel hat, heraus das folgende originelle Inserat loszulassen: „Mittung! Junger Mann, jetzt im Gefängnis, möchte

Vexierbild.



Wo ist der zweite Farmer?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

heraus! Vorschläge, die auf seine sofortige Beiretung abzielen, werden entgegengenommen. Adresse: John L. Silber, Ray-County-Gefängnis, Newtirt, Oklahoma.“ Die Anzeige hatte den Erfolg, daß man seine Sache wiederaufnahm, und er bald darnach aus der Haft entlassen wurde. Vielleicht hat Herr Silber, als er die goldene Freiheit wieder hatte, einige Tränenperlen der Freude vergossen. ou.



Zum Nachzeichnen.

Einen Ritt in einem Strich, der der Frau gegen den Strich geht.

Benjamin Franklin legte schon in jungen Jahren einen philosophischen Geist an den Tag, der ihn mit glücklichem Erfolg das Studium des Menschen und der Natur führte. Wie alle großen Köpfe, war auch er nicht frei von Sonderbarkeiten. So kam er plötzlich auf den Einfall, Menschen müsse bloß von Brot und Wasser leben können. Er war damals noch Buchdrucker und hatte den ganzen Tag an der Presse zu arbeiten. Trotz dieser anstrengenden Beschäftigung setzte er's sechs Wochen lang durch, täglich nur ein Brot zu genießen und das Wasser zu trinken, ohne daß sich eine merkliche Abnahme seiner Kräfte einstellte. Ein Bekannter sprach gegen Benjamin: „Nimm deine Verwunderung über die sonderbare Lebensart aus, die ihr Sohn führt.“ Benjamin antwortete die alte Frau: „Er tut das, wie er die Schriften eines alten Philosophen gelesen, der Blutarch bei en soll; aber ich lass' ihm seinen Willen, er wird es an Ende, trotz aller Philosophen, schon müßig werden.“ Und sie hatte recht: nach kurzer Zeit lebte Franklin wieder wie andere Menschen.

Chinesische Sprichwörter. Die Schlächter schwärzen über Schweine, die Literaten über Bücher. — Die Gefangnisse werden Tag und Nacht vergeschlossen gehalten, sind aber ständig voll; die Tempel stehen stets offen, sind aber ständig leer. — Ein Reicher hat viele Verwandte. — Schläge deine Frau, wenn du mußt, nicht wenn du kannst. — Betrüge einen Mandarin, aber insultiere ihn nicht. — Wenn es einem Manne gut geht, fängt er einen Prozeß an, oder er baut ein Haus. — Es ist ein besserer Herz nötig, sich zu freuen, als zu bedauern.

Rätsel-Ecke

Logogriph.

Weich bin ich schwarz, schwarz bin ich hart,
Doch ist das harte doppelt.
Weich hab' ich einen Schatz verscharrt,
Hart geh' ich oft gekloppt.
Weich nennen neben Gulgenstrich
Und gleicher Brut mich alle;
Und doch rühmt jeder dessen Glück,
Der mich hart führt zum Stalle.

Zweifelhafte Scharade.

Zwei Silben wunderbar vereint,
Sind ewig gram sich, ewig feind.
Kein Band ist, das die beiden hält,
Sie fliehen sich von Welt zu Welt.
Wer eine wünscht und eine sucht,
Der sehnt sich nach der andern Flucht.
Und dennoch, wen die erste plagt,
Wo sie die zweite hat verjagt,
Der schafft sich leicht das ganze an,
Daß er der ersten wehren kann,
Bis allemal nach kurzer Zeit.
Die zweite fliegend ihn erfreut.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Kapselrätsels: Herde r; des Silbenrätsels: Donner, Glas, Raabe, Granat, Zeitmer, Achat, Untrieb, Beduine, Elner, Bened, Ellipse. Der Glaube verfehlt Berge.

Nachdr. d. aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Hring, Berlin.
Druck: Hring & Jährenholz G. m. b. H., Berlin SO.